

bsz

bärner studizytig

AZB CH-3012 Bern

#24 – Mai 2021

Mundartrap:

Mula machä
mit Mundart

Die 50 Besten:

Rapalben 1991-2021

Kuschelparties:

Let's cuddle!

Umweltschutz:

Orchideen gegen Beton

Im Gespräch mit

Sozialanthropologe
Prof. Dr. Heinzpeter Znoj

SUB-Seiten:

Endlich grünes Licht für
Klimaneutralität

VdS-Seiten:

Kolumne



4	<i>bäregluegt</i> Mula machä mit Mundart
9	<i>driglost</i> Die 30 Besten aus 30 Jahren Mundartrap
12	<i>festgbaute</i> Let's cuddle!
15	<i>uf Ougeböchi</i> Orchideen gegen Beton
21	<i>plüderlet</i> ... mit Sozialanthropologe Prof. Dr. Heinzpeter Znoj
26	<i>Wärweise</i>
27	<i>Grümschelichische</i>
28	<i>SUB-Seiten</i> – Endlich grünes Licht für Klimaneutralität – Summertime and living learning is isn't easy
34	<i>VdS-Seiten</i> – «Gruess usem Lehrer*innezimmer»

Editorial

Liebe Freund*innen grüner Scheine

Zeit, über Geld zu reden, lautete einst der Werbeslogan einer Bank. Hier kommt das Fazit: Mit Schweizer Hip-Hop lässt sich kaum welches verdienen, haben uns Artists erzählt. Wichtiger als ein Ferrari ist ihnen sowieso ein Platz auf unserem Listicle der besten Schweizer Hip-Hop-Alben.

Was die grünen Scheine auch nicht ersetzen können, ist menschliche Nähe. Deswegen kuscheln Menschen lieber an speziellen Parties statt mit 50er-Noten. Trotzdem spricht nichts gegen eine solide Anlagestrategie: Richtig viel Kohle werfen Steingruben ab. Also genau genommen die Bäume auf dem Mormont-Hügel bei Eclépens: Einerseits entstehen aus ihnen die grünen Scheine, andererseits stehen sie dem Ausbau eines Steinbruchs von Lafarge-Holcim im Weg. Deshalb sägt der Baustoffproduzent am Ast, auf dem Aktivist*innen tatsächlich und wir alle sinnbildlich sitzen.

Grünen Scheinen und frischen Blüten jagen auch die Digital Nomads hinterher – kreative Städter*innen, die für das Homeoffice in die Berge abwandern. Den Zwängen des urbanen Raums können sie sich dank schnellem Swisscom-Internet im Engadin entziehen. Ob Kühe und Ziegen wegen der Gentrifizierung des Alpenraums um ihren Wohnraum bangen müssen, erzählt Professor Heinzpeter Znoj im Interview mit der *studizytig*.

Eine reichhaltige Lektüre wünscht euch eure *studizytig*-Redaktion

Impressum

Die bärner studizytig wird herausgegeben vom Studentischen Presseverein an der Universität Bern. Sie erscheint 4 x jährlich mit einer WEMF-beglaubigten Auflage von 11'857 Exemplaren.

Redaktion bsz

Annina Burgherr (anb), Bettina Wyler (bew), Cyril Holtz (cyh), Fabio Peter (pef), Ivie Onaiwu (ivo), Jana Schmid (jas), Janine Schneider (jsc), Lars Ritter (lar), Lisa Linder (lil), Lucie Jakob (luj), Mathias Streit (mas), Noah Pilloud (nop), Noémie Jäger (noé), Saare Yosief (say), Sofia Kwiecien (smk), Tobias Haller (tha), Yannic Schmezer (yas)

Externe

Titelseite: Lars Ritter
Illustrationen: Lisa Linder
Design & Layout: Ivie Onaiwu
Rätsel: bsz Redaktion
Lektorat: Sophie Thomas
Webseite: Felix Brönnimann, Julian Morf, Lukas Bieri; dreigestalten
Druck: CH Media Print AG, Aarau

Werbung

inserate@studizytig.ch

Kontakt

bärner studizytig, 3000 Bern
info@studizytig.ch, www.studizytig.ch

Redaktionsschluss bärner studizytig #25:
24.9.2021
Inserate-Annahmeschluss: 17.9.2021
Erscheinungsdatum (Versand): KW 41

Adressänderungen

abo@studizytig.ch

Redaktion SUB-Seiten

Chiara Scarnato (chs)
Florian Rudolph (flr)
Julia Beck (jub)

Kontakt SUB

redaktion@sub.unibe.ch
Verantwortlicher SUB-Vorstand:
Chiara Scarnato,
chiara-caterina.scarnato@sub.unibe.ch
Lektorat SUB-Seiten: Natascha Flückiger

Redaktion VdS-Seiten

Max Liechti, Lia Schwarz

Kontakt VdS

vds@phbern.ch
Verantwortlicher VdS-Vorstand: Max Liechti

Die bärner studizytig dient der Studierendenschaft der Universität Bern (SUB) als Publikationsorgan für Informationen für ihre Mitglieder auf den SUB-Seiten. Für SUB-Mitglieder ist das Abo der bärner studizytig im SUB-Mitgliederbeitrag inbegriffen. Du bist nicht SUB-Mitglied, möchtest aber die bärner studizytig trotzdem nach Hause geschickt bekommen? Kein Problem! Sende eine E-Mail mit deiner Adresse an abo@studizytig.ch. Die Daten werden selbstverständlich vertraulich behandelt und nicht weitergegeben.

Du möchtest die bärner studizytig nicht mehr im Briefkasten? Dann schlafe noch eine Nacht darüber. Wenn du sie dann wirklich nicht mehr willst, sende eine E-Mail mit deiner Adresse an abo@studizytig.ch.

Mula machä mit Mundart

Text: Annina Burgherr, Lucie Jakob

Bilder: zvg

Hip-Hop auf Schweizerdeutsch gibt es seit 30 Jahren. Wie geht es der Szene heute? Wo will sie hin? Wir haben nachgefragt.

«Chlini Schwiz, du bisch tshuud a auem – wärsch du interessanter wäri interessanter», rappt die Berner Rap-Combo Iwan Petrovitsch. Das Phänomen Mundarttrap wird dieses Jahr dreissig und die Szene ist grösser denn je. Dennoch tut sie sich schwer damit, aus dem Jugendzimmer zu treten und in der Schweizer Mainstreamkultur Fuss zu fassen. Ganz im Gegensatz zu Rap aus dem Ausland: Sowohl Deutscher Rap als auch US-amerikanische Rapmusik sind mittlerweile sowohl in der Heavy-Rotation der Mainstreamradiosender als auch im Feuilleton präsent. Ist schweizerdeutsche Rapmusik schlicht zu wenig interessant qua Herkunft, wie es die oben zitierte Line nahelegt? Oder liegt ihre Stärke gerade darin, sich ein

Stück Subkultur erhalten zu haben? Anders gefragt: Ist der Schritt in den Mainstream so erstrebenswert?

Kein Glanz & Gloria

Egal ob Luuk, Steff la Cheffe, Breitbild oder Migo & Buzz – das Fazit über die Mög-

lichkeiten in der Schweizer Rap-Szene fällt ernüchternd aus: Keine*r der Künstler*innen macht sich Illusionen, jemals wirklich von der Musik leben zu können. Das sei höchstens ein naiver Kindertraum, konstatieren sie. Luuk hat sich zwar ausgerechnet mit dem Start der Pandemie selbst-

ständig gemacht, jobbt aber nebenbei immer noch bei Coop und gibt Workshops. «Zum Glück habe ich nicht das Bedürfnis, mir Champagner oder irgendwelche teuren Autos zu kaufen», fügt er an. Steff schreibt Kolumnen für Greenpeace und arbeitet als Botschafterin für diverse Projekte, um ihr Einkommen aufzubessern.

Die Rentabilität des Mundarttraps hat sich interessanterweise seit den Anfängen kaum verändert. So meint auch Valerio von Breitbild: «Hätte ich von der Musik leben wollen, hätte ich ein Solo-Projekt starten müssen. Zu neunt wäre das unmöglich gewesen.» Gleichzeitig sind sich die Künstler*innen einig, dass es durchaus seine Vorteile hat, nicht zu berühmt zu sein. «Diejenigen, die das zu unserer Zeit geschafft

«Diejenigen, die es zu unserer Zeit geschafft haben berühmt zu werden, mussten unglaublich grosse Kompromisse eingehen. Das hätte ich nicht gewollt.»



Das Geld reicht nicht: Steff la Cheffe schreibt zusätzlich zur Musik Kolumnen. (Foto: Andrin Fretz)

haben, mussten unglaublich grosse Kompromisse eingehen. Das hätte ich nicht gewollt», meint Valerio. Wer underground ist, kann sich mehr erlauben und ist freier im künstlerischen Schaffen. Zu diesem Schluss kommen auch die Berner Migo & Buzz, wenn sie rappen: «I mache lieber es paar Lieder, we mi öpis würk beschäftigt und de hani ke Ferrari, sondern Message i de Texte. [...] Doch uf Schritte wo mi stresse hani vou nid Bock – Lug, Sache wo mi aakackä, machi scho im Job gnue.» Daher bleiben die beiden ganz bewusst unter dem Radar des Mainstreams, auch wenn sie manchmal mit der mageren Ausbeute ihrer Kunst hadern: «Wir sind jetzt beide 29 – es nervt schon, wenn man langsam gegen die 30 geht und andere sich viel weniger Gedanken machen müssen um ein paar Franken. Wir investieren so viel Zeit in etwas, und dass dabei kaum etwas herauspringt, ist schon schräg.»

Ungemütliche Wahrheiten

Einen Grund für die kleinen Chancen auf das grosse Geld sehen die meisten der Rapper*innen im sprachlich und demographisch begrenzten Schweizer Markt. Martin Geisser, Geschäftsführer des Indie-Labels Bakara-Music, das unter anderem Steff la Cheffe, Nemo und Lo & Leduc managt, führt das geringe Wachstum der Szene noch auf zwei weitere Aspekte zurück: Einerseits sei Schweizer Musik teilweise immer noch schlechter produziert als beispielsweise US-Songs – was unter anderem mit hohen Produktionskosten zu tun hat. Andererseits stehen den Rapper*innen manchmal die Schweizer Mentalität im Weg: «Fast kein

Musiker, den ich kenne, nutzt Social Media so intensiv, wie man es sollte. Eigentlich müsste man sein ganzes Leben präsentieren, aber das ist vielen unangenehm.» Darüber hinaus sei die Schweizer Kultur mit so manchem Aspekt im Hip-Hop nicht vereinbar. Über Geld wird hierzulande nur ungern gesprochen, Bescheidenheit und Zurückhaltung hingegen sind keine Eigenschaften eines Gangsta-Rap-Posers. «Hip-Hop ist

«Merci Giele für die gute Zeit, aber ich bin imfall erwachsen und ich habe meine eigene Definition von Musik und Rap.»

direkter, roher und brachialer als alle anderen Musikrichtungen und transportiert ungemütliche gesellschaftliche Wahrheiten» erklärt Pablo Vögtli, SRF-Virus Moderator und Rapper. Mit diesen Wahrheiten wollen manche sich vielleicht lieber nicht konfrontiert sehen. Ähnlich argumentieren einige Vertreter*innen des Schweizer Raps in der SRF-Virus Dokserie «Uf Takt»: Die in der Musik häufig angesprochenen Themen wie Armut, Struggles und Gewalt würden zu wenig Publikum finden, da es kaum Ghettos gäbe. Allerdings krankt dieses Argument

gleich an zwei Stellen, denn erstens existieren, auch wenn nicht auf den ersten Blick ersichtlich, in der Schweiz sehr wohl Armut und prekäre Verhältnisse. Zweitens ist Rap aus Deutschland und den USA in der Schweiz gar beliebter als sein Mundart-Bruder. Dies obwohl er häufig von Gangs, Gewalt und schwierigen Lebensverhältnissen handelt. Diese Themen scheinen die Schweizer Hörer*innen also durchaus anzusprechen.

Das Schweizer Hip-Hop-KMU

Umgekehrt schaffen es Schweizer Rapper*innen kaum, über die Landesgrenzen hinaus Erfolg zu haben. Wenn, dann wechseln sie gleich auf Hochdeutsch, wie beispielsweise Loredana. Dadurch finde die Karriere aber von Beginn weg hauptsächlich in Deutschland und nicht in der Schweiz statt, meint Pablo Vögtli. Die Fanbase wird also eher ausgetauscht als erweitert. Valerios Fazit in diesem Hinblick: «Schweizer Rap hat es bisher noch nicht geschafft, einen Trend zu setzen, der von hier nach draussen geht.» Oder wie Luzerner Rap-Crew «GeilerAsDu» es schon einmal benannte: «Immer noch emene Joahr adaptiert die ganz Schwiiz, was Dütschland kopiert het vo Frankrich.» Einige argumentieren, dass die Sprachgrenze ein Durchstarten im Ausland verhindere. Schliesslich ist Rap stark textgebunden und will Messages transportieren. Der Markt in Deutschland ist allerdings zu einem guten Teil schon mit Künstler*innen aus den eigenen Reihen gesättigt.

Auf der anderen Seite hat die über-schaubare Szene auch Vorteile: «Ich weiss gar nicht, ob die Schweizer Hip-Hop Industrie überhaupt eine Industrie ist – wohl eher ein KMU», meint Luuk. Die Welt ist hier noch anders als in den Haifischbecken der Musikindustrie-Giganten in Frankreich, Deutschland und den USA. Ein eigener Song ist einfacher aufgenommen und eine treue Zuhörer*innenschaft schneller gewonnen – dafür ist es aber umso schwieriger, im Anschluss über einen gewissen Bekanntheitsgrad hinauszukommen.

Wer ist Nestbeschmutzer*in?

Wer von der Musik leben kann, hat sich nach den Ansichten einiger Rapper*innen von der Kultur entfernt, sich verkauft – beispielsweise Bligg oder Lo & Leduc. So disst der Zürcher Rapper Xen die beiden Berner Musiker «...denn Schwiizer Hip-Hop isch kei Lo und kei Leduc.» Xen's Standpunkt ist klar: Wer 90 Prozent des Songs singt, macht keinen Rap. Daran scheiden sich in der Schweizer Rap-Szene jedoch die Geister: Steff la Cheffe begrüsst die Diversität, die in den letzten Jahren zugenommen hat. «Ich musste merken, dass es gewisse Szene-Regeln gibt, die fast schon wie kulturelle Einschränkungen anmuten. Und wenn ich etwas anderes mache, bin ich eine Nestbeschmutzerin für den Hip-Hop. Da finde ich dann irgendwann: Merci Giele für die gute Zeit, aber ich bin imfall erwachsen und ich habe meine eigene Definition von Musik und Rap.» Solche Eingrenzungen bauen auch enormen Druck auf, wie Steff weiter ausführt: «Ich dachte, ich müsse wissen was läuft,

wer fresh ist, welches Album rauskommt. Ich hatte diesen Druck, dass meine Musik relevant sein und wahrgenommen werden muss von meiner Szene. Das habe ich nicht mehr, das ist sehr befreiend.» Auch Luuk sieht das Rap-Game etwas entspannter. «Mir ist völlig egal, was jemand macht. Rap ist komplett offen und es gibt so viele verschiedene Richtungen. Mir ist wichtiger, wie Personen der Szene gegenüberstehen. Man sollte einfach nicht vergessen, wo die Wurzeln liegen», meint er.

Realness is Key

Auch wenn mit viel Rücksicht und Liebe für die Szene ein kommerzieller Weg eingeschlagen wird, trifft dies den Geschmack der ursprünglichen Hörer*innen nicht mehr. Lo & Leduc werden respektiert von Hip-Hop-Fans, aber weniger aktiv von ihnen konsumiert.

Das erklärt möglicherweise auch das Phänomen der vermehrten Verwässerung der Fanbase an Konzerten, wie Pablo Vögtli dies bezeichnete: «Ich denke, das Publikum für Schweizer

«Ich weiss gar nicht, ob die Schweizer Hip-Hop Industrie überhaupt eine Industrie ist – wohl eher ein KMU.»

Rap ist grösser geworden, was sich auch in Konzertsälen zeigt. Aber es ist seichter, viele konsumieren casual – nicht die-hard, die ganze Zeit im Pit und jede Line schreiend.» Diese eingefleischten Hip-Hop Enthusiast*innen sind geblieben und zeigen nach wie vor grossen Support. Sie kaufen Merch, besuchen Konzerte und sind gewillt, Alben oder Vinyl zu kaufen anstatt die Musik nur über Streamingdienste zu beziehen. Das reicht allerdings nicht für den Lebensunterhalt. Wer auch die Konzerthallen im Berner Oberland füllen will, muss über den Szenen-Tellerrand hinaussehen. Ein mögliches Sprungbrett liefern

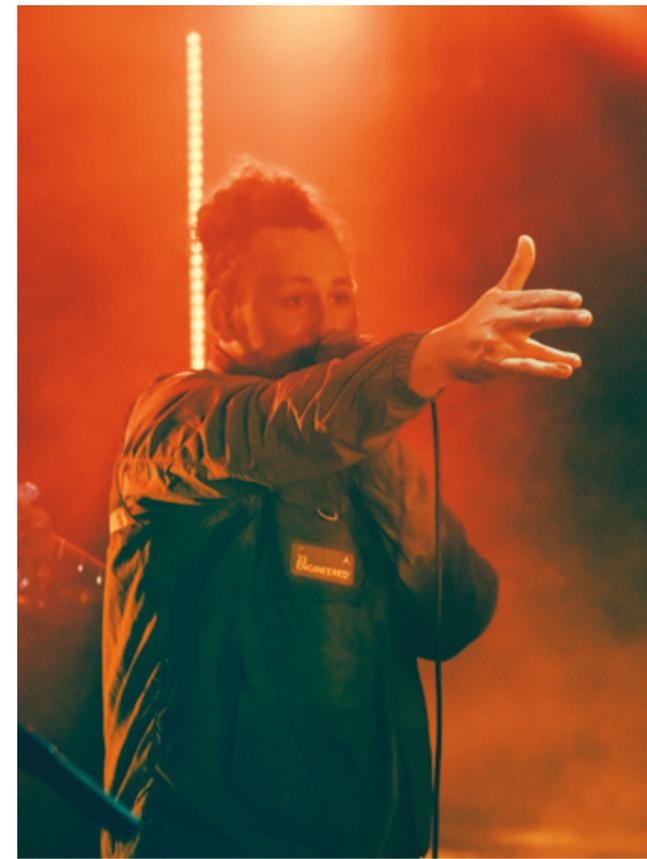
dafür die populären Radiostationen. Radiomusik zu produzieren hat jedoch ihre Tücken: «Überspitzt gesagt sollte man bei der Radiomusik nicht zu sehr zuhören, aber auch nicht zu sehr weghören. Du darfst nicht etwas zu Seltsames, Kritisches, Anstössiges machen», meint Migo.

Müsste sich die Rapszene auf einen gemeinsamen Nenner berufen, dann diesen: Rap ist anstössig. Das Anstössige muss nicht in der klischierten Form von Texten über Money, Bitches und Cash erfolgen. Es kann auch politisch, gesellschaftskritisch sein oder von Lebenswelten, die nicht der absoluten Norm entsprechen, handeln. Und wer sich

mit der Musik der Populärkultur annähert, wird als weniger anstössig angesehen – kurz: büsst den Edge ein, der Rap ausmacht. Die Debatte um Kreditabilität und Realness treibt bisweilen aber seltsame Blüten: «Ein Capital Bra in Deutschland beispielsweise bringt eine eigene Eistee-Linie raus und verliert bei seinen Fans kaum an Glaubwürdigkeit», Label-Inhaber so Geisser. Das kontrastiert scharf mit der starken Kritik, die einige nicht ganz so puristisch vorgehende Rapper*innen in der Schweiz einstecken, obwohl sie textlich gerade im politischen Bereich weiterhin «real» bleiben.

Wer hat, dem wird gegeben

Es scheint, als ob das Streaming-System bereits erfolgreiche Grössen der Musikszene belohnt, während jene mit mittlerem Bekanntheitsgrad stets zu kurz kommen. Dabei seien gerade die Grossen nicht mehr unbedingt auf die Streamingeinnahmen angewiesen. Ab einer Million Streams lohnten sich Streaming-Zahlungen, heisst es oft. Meist sind sie aber von so geringer Relevanz, dass selbst die Künstler*innen sie nicht benennen können, meint Geisser. Im Vergleich zu den Einnahmen aus Zeiten des CD-Verkaufs seien sie schon sehr gering. Labels wie auch Künstler*innen konnten mit physischen Medien enorm viel Geld generieren. Breitbild hat diese Veränderungen über die Jahre hautnah miterlebt: «2004, 2006, 2008 und 2010 haben wir CDs herausgegeben. In dieser Zeit wurde der Markt ungefähr halbiert. 2004 musste man für Goldstatus noch 20'000 CDs verkaufen. Innerhalb von 6 Jahren sank das auf 10'000», sagt Vali. Heute wird diese Zahl wohl noch einmal deutlich tiefer sein. Eine Rückkehr in diese Zeiten ist aber schlicht nicht realistisch. Es bleibt kaum eine Möglichkeit, sich den neuen Medien zu entziehen, denn zuletzt will man einfach auf möglichst praktikablem Weg gehört werden. Der Berner MC Tommy Vercetti be-



Laut Pablo ist das Schweizer Rap-Publikum zwar grösser geworden, «aber seichter». (Foto: Hannah Gottschalk)

schreitet momentan einen Mittelweg: So stellt er seine Alben erst eine Weile nach der Veröffentlichung auf Spotify. Wer dieses sofort hören möchte, muss das Album kaufen. Ein solches Vorgehen wird jedoch eher die Ausnahme als die Regel bleiben.

Was ist eine anständige Gage?

Wenn Streaming so unrentabel ist, wovon leben Schweizer Rapper*innen dann überhaupt? Eine Möglichkeit besteht in höheren Gagen für Live-Auftritte, die durch Künstler*innen gefordert werden. Das ist jedoch nicht Gesetz. Honorare sind stark davon abhängig, wie sehr die Verhandlungspartner*innen für sich selbst einstehen. Die Interessen sind gegensätzlich: Booker*innen möchten einen Liveact möglichst günstig buchen können und zugleich abgesichert sein, dass diese Zahlungen durch den Ticketverkauf

Hier herrscht seiner Meinung nach Nachholbedarf. «Wir sind weit entfernt davon, eine Schweizer Hip-Hop-Gewerkschaft zu haben und der private Austausch über realistische Ansprüche und Zahlungen findet kaum statt», meint er.

Wer im Radio läuft, hat ein Grundeinkommen

Eine weitere Einkommensquelle sind Zahlungen durch die sogenannte SUISA. Dabei handelt es sich um die Genossenschaft der Urheber*innen und Verleger*innen von Musik in der Schweiz. Sie bezahlt alle Texter*innen, deren Song entweder im Radio oder an einem Live-Konzert zu hören ist. An Auftritten errechnet sich das anhand der Ticketverkaufszahlen – ein Festival ist folglich um einiges lukrativer als ein kleines Clubkonzert. Da die Zahlungen auf dem Urheberrecht basieren, ist nicht jede*r Künstler*in automatisch SUISA-Bezüger*in. «Wer das Lied schreibt, ist nicht immer die gleiche Person, die ihr Gesicht zeigt. Es könnte jemand sein, der gerade in LA hockt», erklärt Martin Geisser. Wer im Radio gespielt wird, hat also dort eine Art regelmässiges Grundeinkommen. Dieses ist jedoch deutlich weniger zu gewichten als die Einkünfte durch Konzenthonorare. Und auch hier gilt: Wer viel im Radio gespielt wird und den Sprung auf die Playlists privater Sender schafft, erhält mehr. So profitieren hier sehr erfolgreiche Musiker*innen wieder

«Mir ist wichtiger, wie Personen der Szene gegenüberstehen. Man sollte einfach nicht vergessen, wo die Wurzeln liegen.»

Breitbild: «Zu neunt von der Musik leben zu können, wäre unmöglich gewesen.» (Foto: zvg)





Luuk: Geringer Lebensstandard, dafür selbstständig. (Foto: zvg)

einmal überproportional. Es lässt sich auch darüber streiten, ob die Radiospielzeit wirklich die Bekanntheit erhöht. Gerade Künstler*innen mit einem jungen Zielpublikum wird kaum geholfen sein, wenn sie in die Heavy-Rotation von SRF3 aufgenommen werden. Im Hinblick auf die Repräsentation der Diversität der Schweizer Mundartmusikszene wäre es dennoch wünschenswert. «Für die Gewöhnung der Gesellschaft an Mundarttrapmusik braucht es Interaktion und Kontakt mit dieser. Sie muss in die Wahrnehmung der Personen kommen. Erst dann kann positive Resonanz entstehen statt Befremdung» sagt Pablo Vögtli, der sich für genau diese Repräsentation immer wieder einsetzt. Mit seinen Formaten auf SRF Virus und der Bounce-

Cypher schafft er eine Plattform für Schweizer Hip-Hop. Ein weiterer grosser Wegbereiter ist auch Uğur Gültekin mit dem mittlerweile abgesetzten Format «joiz in the hood». Der junge Bieler Rapper Nemo ist das beste Beispiel, wie viel ein guter Part an der Bounce Cypher wert sein kann. Mit 16 Jahren konnte er so innerhalb von etwa einer Woche seine Follower*innen verfünffachen und ist heute ein überall bekannter Name in der Schweizer Musikindustrie. Kommerzieller Erfolg bis hin zum Goldstatus braucht heute also auch gar nicht mehr unbedingt Repräsentation durch die traditionellen Medien. XEN beispielsweise konnte diesen Meilenstein ganz ohne deren Beihilfe erreichen.

«Für die Gewöhnung der Gesellschaft an Mundarttrapmusik braucht es Interaktion und Kontakt mit dieser.»

«2004 musste man für Goldstatus noch 20'000 CDs verkaufen. Innerhalb von 6 Jahren sank das auf 10'000.»

Seiltanz zwischen Kommerz und Subkultur

Geld ist Zeit, die man in die eigene Musik investieren kann. Auch ohne den Wunsch, von der Musik leben zu können, ist die Situation in der Schweiz nicht zufriedenstellend. Musik zu machen bedeutet, teures Equipment und Geld in die Nachbearbeitung zu stecken. Gewisse Investitionen lassen sich langfristig tätigen, andere Ausgaben, wie beispielsweise das Abmischen, fallen für jeden Track aufs Neue an. Das bedeutet, entweder enorm viel selbst aus der Tasche bezahlen zu müssen, viel Zeit in kreative Selbstvermarktung zu stecken oder den gesamten Lebensstandard auf ein gewisses Niveau herunterzufahren. Es mögen mehr Möglichkeiten herrschen in der Selbstproduktion von Musik und in der Verfügbarkeit von Ressourcen, finanzielle Fragen sind dennoch immer ein Thema. Labels schiessen heute kein Budget mehr vor, sondern entscheiden anhand des fertigen Produktes, ob sie etwas vertreiben können und wollen. Der Quersubventionierungsgedanke bleibt. Aufgrund der vielen internationalen Player, die diesen Markt beherrschen, besteht kaum Handlungsspielraum und Aussicht auf Besserung. Spotify wird nicht von heute auf morgen beginnen, ordentlich zu bezahlen. Daran würde auch keine Schweizer Rap-Gewerkschaft etwas ändern können.

Der ewige Seiltanz zwischen Kommerz und Subkultur wird daher wohl bestehen bleiben. Mit einem Fuss «psychopathisch nischig» und mit dem anderen «der nächste Schlager», wie es Pablo Vögtli es beschreibt. Mit Musiker*innen, die ihre Arbeit aufrichtig lieben, aber kaum von ihr leben können.

Das kann sich auf die Kunst zum einen einengend aber auch befreiend auswirken: Wer den Anspruch, von der Kunst leben zu können, aufgibt, muss sich auch um Markttauglichkeit keine Gedanken machen. Doch ob kommerziell erfolgreich oder nicht, mehr Aufmerksamkeit und Resonanz hat CH-Rap nach 30 Jahren alleweil verdient. ♦

Die 30 Besten aus 30 Jahren Mundarttrap

Text: Noah Pilloud, Mathias Streit, Annina Burgherr

Die bärner studizytig hat ihre 30 Lieblingsalben und -mixtapes aus drei Dekaden Mundarttrap gekürt. Die Auswahl ist höchst subjektiv, möglicherweise etwas bernlastig – und ja: für die 1990er sind wir schlicht zu jung.

1991

Fresh Stuff 2 (Compilation)

Zugegeben: Das Album selbst kennt heute kaum mehr jemand. Track Nummer 1 begründete aber nicht weniger als den Schweizer Mundarttrap. In «Murder by Dialect» rappt Black Tiger über die Basler Sprayerzene – auf Schweizerdeutsch. Zuvor wurde, getreu den Vorbildern aus den USA, ausschliesslich auf Englisch gerappt. Schweizerdeutsche Lines galten als uncool.

«Ich bin e Schprayer und ich schpray, won ich will! / Das isch e Basler Rap, drum los zue und sig scbtill!»

2000

More Compilation

«Schlüüs im Golfclub fetti Wette ab / wi lang min Goldchetteschlepper mini Goldchette no schleppe mag.» (Rokator & Samurai – Supermege)



Wurzel 5 (Foto: zvg)

2001

Jugendsündä (Wurzel 5)

«Im nächstä Momänt merk ich vier Händ wo mich bebed / uf de Bode rüebred und Handschälle alegend / dr äint säit ich söll mich nie meh i dem Lade bewege / und eifach Lüt aschreie und is Chüelfach lege / ich nöd druscho, wo was de überhaupt redet / und gsäit: 'wichtig isch nur, dass all di Grettete no läbed'.» (Zimmer 17 feat. Samurai)

2003

eis (Greis)

Gibt es einen besseren Geschichten-erzähler als Greis? Wohl kaum. Seine mehrteilige Geschichte der Familie Sägesser ist legendär. Noch heute kriege ich Gänsehaut, wenn Charly vor dem Showdown das Tagebuch des alten Sägers liest und realisiert, was gleich passieren wird.

«Z Läbe isch nur das, wos der git / u bis mer stärke, ischs e Frag vo dr Zyt / u da d nie weisch, wi viu Wäg vor dr ligt / isch es nie z spät fürne Nöiafang oder nid.» (The Showdown – 9 Jahr später (Teil VI))

2004

Narrafreiheit (Breitbild)

«Egal ob Schnur, Kabellos oder Fischer-Price / i nimm das Mic, muass nid vor Milliona rappa / seg au d Bingozabla ab am nexta Senioratrefa.» (Gimmer as Mic)



Greis (Foto: zvg)

2 (Greis)
Weil ein Album auf Deutsch zu einfach ist, macht Greis dasselbe halt einfach auch noch auf Französisch. Flow und Rhymes sitzen in beiden Sprachen perfekt. Und das Beste daran: Die Sägesser-Saga geht weiter!

«Wöus glichztytig so viü Ereignis uf dr Wäut git / dass es schwär wird, dass me d Sache no gsbet im Verbäutnis / wöu d Häufü verbländet / wöu 16'000 Cbing unger füfi si verbunget am 11. Septämber.» (Teil vo dr Lösig)

2008

As isch nid immer alles crazy (Breitbild)

«E klysas Männli i mim Kopf, wo Pressluftbämmer het / u mit de Hämmer gega mini Schädeldelckei bämmeret.» (Nacht)

2009

Bombä über Monte Carlo (Eldorado FM)

«Du bisch nid der Mani Matter nur wöud redsch winä Buur / du besch ke Fans, du besch z Bundesamt für Kultur» (Wär het di erschossä?)

2010

Seiltänzer (Tommy Vercetti)

Nach zahlreichen Mixtapes veröffentlicht Tommy Vercetti mit seinem Debut-Album Seiltänzer ein durchkonzeptioniertes Kunstwerk. Die pointierte und künstlerisch doch fein ausgearbeitete Sozialkritik brachte dem Ostberner denn auch den Anerkennungspreis der kantonalen Kulturkommission ein. Von der Geburt bis zum Tod erklärte Tommy manch Sechzehnjährigen damals die Welt.

«Gäud regiert d Wäut, doch lueg mau wie mirs usgabe / nur zum de Huch vore bessere Wäut uszläbe.» (Epilog (Hoffnung))



Migo & Buzz (Foto: zvg)



Chlyklass (Foto: zvg, Peter Pfistner)

2011

Update 3.0: Fin de siècle (Lo & Leduc)

«Tuä nid wiene Furie du Kinski / Di u mi verglyche bringts nid / I ha dä Jesus-Flow, aus Chlychbind scho King gsy» (Ghüder)

2012

Jong ond hässig (Mimiks)

Mit seinem Mixtape macht Mimiks Luzern zum Zentrum einer neuen Generation Schweizer Rapper*innen. Mit Fokus auf Technik und Reimketten brachte das 041-Movement die Comptetition zurück ins Game.

«Du fendsch was ech mache före Arsch / ech be glücklich wenn ech mech irgendwann schäme för das.» (Benä Boss)

2013

Glanton Gang (Glanton Gang)

«Vom Vater bis zum Lehrer / vom Knast bis zur Armee / am Anfang steit immer Gwaut vor patriarchale Herrschaft.» (Outro)

2014

Partys im Blauliecht 2 (Migo & Buzz)

«I bi äs Cbing vo derä Stadt, wo nur het wöuä sprayä dussä / u am Homo Oeconomicus i d Eier schüttä» («Prison Break»)

2015

Luke mir si di Vater (Eldorado FM)

«Ich find die Spasskultur da so mühsam / ha drum Kalaschnikows i mim Chüelschbrank» (CBN auf «Seegrassgrüens Liecht-schwärt»)

Maxilla (Moskito)

«Ruumspray Rosegarte / bem Swiffere vergässe mer de Staub zwösche de Sorgefalte.» (Luftloch)

No 2 Minutä bis dr Bus chunnt (Fischermätteli Hood Gäng)

«We di Dumme guet wei ässä / di Bewusste guet wei schlafä / verändere nur no die öppis, wo hungrig i der Nacht stöh. / U das sit nid dir. / I mire Crewu hets geng no Sprayer / meischtens blank, aber teilä Bachware us Container.» (Bodäschätz)

2016

Tourist (CBN)

«Und ich stab näbed dir am Bankomat / mitere Tolstoi-Gsamtusgab und lach dich us, Punk» (Galleries Lafayette)

Turbo Mate & Kalaschnikow (GeilerAsDu)

«A alli homophobe, unterfiggte Huere-söbn / ech kösse mängisch Männer ond ech fendes ziemlich schön.» (Chueche)



Chaostruppe (Foto: PD/ Florian Spring)

2017

Akim & Imani (S.O.S.)

Der musikalische Output von Dawill und insbesondere Nativ in den letzten Jahren ist beeindruckend. 2017 lancierten die beiden mit Akim & Imani gleich ein Doppelalbum. Das Fazit: Beats, so dick wie Höhlälöiläder und Rhymes, so spicy wie das Essen in einer Persischen Chuchi.

«I bi nie nid am büglä / nie nid am büglä / i bi nie nid am büglä / nie nie nid am büglä.» (Safe)



Nativ (Foto: zvg)

Herz (Mü Man)

«Eui Albe sind nur Liebeschummer-Fruschtsuufe / da bettis ja me Inbalt wänn ich villsägend tuen usschnuffä!» (Funklines 1)

Physical Shock Sampler (EAZ, Xen, Liba)

Zugegeben, was in den letzten fünf Jahren in Zürich abging, wurde in unserer durch Berner Rap sozialisierten Bubble nicht wirklich mitgeschnitten. Im Hip-Hop-Jargon ausgedrückt: Wir waren darauf lange am sleepen. Doch der Physical Shock Sampler von Xen, Liba & EAZ machte ehrlichen Strassenrap auf hohem Niveau in der Schweiz wieder relevant.

«In Kette wie Django / zum Glück bini weg cho / Has noning verdrängt, Bro / Fühl mich wie en Adler wo Flügel nöd spannt, sondern ständig im Näst bockt.» (Django)

2018

Partys im Blauliecht 3 (Migo & Buzz)

«Mä söu schaffä a sich säuber / doch mir gfaü mini Fäbler / und uf ke Fau bini mi Gägner.» (Schlaflos in Bärn)



Milchmaa (Foto: zvg, Silvan Tomaschett)

Baobab (Nativ)

«Sitze dusse uf em Baukon / mängisch chumi mer so aut vor / sibe Nachrichte uf em Cellphone / aber i ba no öpis vor, drum steui d Wäut stumm.» (Parisiene verte)

2019

Anti Einiges (Roumee & Iroas)

«Jedi Chance verpasst / itzä warti uf di näschti / lieber barzig aber härzig / anstatt Nazi aber nätt si.» (Anti Einiges)

2020

4xLove:2 (Big Zis)

«Ub Schwöschter, Schwöschter / ub du füllsch die Tights / Girls just wanna have fundamental rights / und drüberus ke Kompromiss / bi minre Klitoris.» (FCV)

Umverteilig zu üs (Chaostruppe)

«Muess es Cbing ernäbre / im Containner hets numä Biuderräbme.» (E.T.W.)

2021

Muat (Milchmaa)

«Nenn mi nit Studentarapper / nur will iar selber handcaptä / kei Gedanka an dia Zä-mahäng verschwenda wetten / i nutz nur z Potential vur Menschheit us / du nutzisch bestafalls dr Bodasatz vur Gsellschaft us.» (Tam Shli)

2005

Ke Summer (Chlyklass)

Anfang der 2000er war die Chlyklass in Bern tonangebend. Egal ob einzeln als PVP, Wurzel 5 und Baze oder gemeinsam als Rapcombo. Ihr Album aus dem Jahr 2005 blieb aber lange ihr einziges, das sie gemeinsam aufgenommen hat. Ein Fakt, der der Legendenbildung sicher nicht geschadet hat.

«Lueg, lueg was für schöns Wätter / lueg, lueg wi verwöbnt vom Läbe / lueg wie sech z Blatt wändet, lueg / wit u breit ke Wuuche am Himmu / weder Summer no Winter, s isch Summer für immer.» (Summer für immer)

2006

Mis Meitli (Baze)

«I sitz gärn bi Tee i dim Wintergarte / diskutier o über Problem vo Gymnasiaschte / glich wi viü Wäute nis trenne / i blib nätt, sött aber ändlech gab penne.» (Ender Weniger)

2007

Affätanz (Sektion Kuchikäschtli)

«I zaig mi solidarisch mit der Schweizer Armee / da het me Jabr um Jabr usbildet an Haubitze und Gwebr / ufgrüstet, um es minimal Gfüal a Sicherheit z geb / und z merke: Ups dr Feind isch weg, das duat doch sicherlich web.» (Solidarität)

Let's cuddle!

Text: Noémie Jäger
Bilder: Lisa Linder, Screenshots Youtube

Ein Raum, ein paar Matratzen, fremde Menschen und ganz viel Nähe. Bei einer Kuschelparty geht es nicht um Sex, sondern um Berührung. Ist unsere Gesellschaft unterkuschelt?

In einer Welt, in der man bloss nach rechts swipen muss, um die Liebe seines Lebens zu finden, von seinem Bett aus verfolgen kann, wie die Freund*innen Bananenbrot backen und sich per Videoanruf mit Menschen vom anderen Ende der Welt auf einen Kaffee treffen kann, scheint es unmöglich, einsam zu sein. Doch obwohl unsere Welt vernetzter ist als je zuvor, fühlen sich diversen Studien zufolge immer mehr Menschen einsam. Digital rückt die Welt näher zusammen, analog wird sie immer distanzierter. Zwar sind wir im ständigen Kontakt mit Menschen, nicht zuletzt durch die Sozialen Medien, doch physischer Kontakt findet immer weniger statt – und das nicht erst seit der Corona-Pandemie.

Das Bedürfnis nach Nähe

Evolutionsbiologisch gesehen sind Menschen nach wie vor «Rudeltiere»; wir haben gelernt, dass unsere Chancen zu überleben besser stehen, wenn wir uns mit anderen Menschen zusammentun. Diese Erkenntnis hat sich stark in unserem Stammhirn verankert. So stark, dass wir heute noch auf langfristig fehlenden Körperkontakt mit Gefühlen der Angst oder der Einsamkeit reagieren können. Gerade in unserer schnelllebigen, zunehmend individualistischeren Gesellschaft fühlen sich viele Menschen unsichtbar und allein. Sie sehnen sich danach, wahrgenommen zu werden – mehr noch: Sie sehnen sich nach Nähe und Berührung, Intimität und Verbundenheit mit anderen Menschen.



Einsamkeit stellt in unserer Gesellschaft für viele Menschen eine derart grosse Herausforderung dar, dass sogar die Politik glaubt, sich ihrer annehmen zu müssen: In Grossbritannien beispielsweise wurde im Jahr 2018 ein Einsamkeitsministerium gegründet – dies unter anderem aufgrund von Studien, die auf schwerwiegende gesundheitliche Konsequenzen wie Depressionen oder Angststörungen für sich dauerhaft einsam füh-

rende Menschen hinweisen. Das Ministerium unterstützt die Regierung in ihren Bemühungen, Menschen aus der Einsamkeit zu holen und versucht mit diversen Projekten und Kampagnen auf das Thema aufmerksam zu machen. Unter dem Motto «let's talk loneliness» will das Ministerium Einsamkeit enttabuisieren und erreichen, dass Menschen gar nicht erst einsam werden.

Grosse, einsame Welt

Dass Einsamkeit aufgrund langfristig fehlenden Körperkontakts in der heutigen Gesellschaft zunehmend zum Problem wird, liegt auch daran, dass viele Menschen ihr soziales Netz nicht mehr unmittelbar um sich haben. Dies bedeutet nicht nur, dass die Sicherheit und Geborgenheit, die einem ein soziales Netz geben kann, fehlen, sondern auch Berührungen. Für die Generation unserer Urgrosseltern hingegen war die Welt und somit auch ihr soziales Netz gefühlt viel kleiner. Sie bewegten sich in einem kleineren Umkreis, sowohl geographisch als auch sozial und lebten meist in einem Mehrgenerationenhaushalt. In der heutigen weit vernetzten und komplexen Welt kann Mensch sich hingegen leicht verlieren oder zumindest verloren fühlen.

Eine zusätzliche Herausforderung stellt die zunehmende Sexualisierung der Gesellschaft dar. Denn sie geht einher mit der Tabuisierung von Nähe und Berührung in allen zwischenmenschlichen Beziehungen ausser der Liebesbeziehung. In unserem Alltagsverständnis wird Intimität häufig mit Sexualität oder Sex gleichgesetzt. Sie ist allerdings weit mehr als das.

Intimität ohne Sex

Ein Gefühl von Intimität kann sich durch ein gutes Gespräch, eine innige Umarmung oder auch durch intensiven Augenkontakt einstellen. Dabei ist es wichtig zu betonen, dass intime Berührungen wie beispielsweise eine innige Umarmung keinen sexuellen Touch haben müssen. Dies ist auch deshalb von Bedeutung, weil wir Menschen gerade diesen nicht-sexuellen Körperkontakt unbedingt brauchen, um gesund zu bleiben und nicht in Einsamkeit oder Angst zu versinken, wie dies die oben erwähnten Studien deutlich zeigen.

Dieser Ansicht war auch Virginia Satir, eine bedeutende amerikanische Familien- und Psychotherapeutin. In Bezug auf das Bedürfnis des Menschen nach

Nähe meinte sie: «We need 4 hugs a day for survival. We need 8 hugs a day for maintenance. We need 12 hugs a day for growth.» Viele werden sich nun denken: «Zwölf Umarmungen am Tag? Ich komme an manchen Tagen nicht einmal auf vier...» – Ist unsere Gesellschaft also unterkuschelt?

Kuschelpartys auf dem Vormarsch

Ein Indiz für eine unterkuschelte Gesellschaft sind sogenannte Kuschelpartys. Diese werden ausgehend von den USA, wo 2004 die weltweit allererste Kuschelparty stattgefunden hat, auch in diversen Städten Europas veranstaltet. So holte beispielsweise Rosi Doebner, Kuscheltrainerin und Kuschelparty-Pionierin, die in den USA als «Cuddle Parties» bekannten Kuschelpartys im Jahre 2005 nach Berlin. Hier wie in den USA werden solche Events seitdem rege besucht.

Eine Kuschelparty ist eine Veranstaltung, bei der sich Menschen verschiedenen Alters, die sich für gewöhnlich noch nie zuvor begegnet sind, treffen, um miteinander zu kuscheln. Und dies, ohne dabei irgendwelche sexuellen Absichten zu verfolgen. Eine Kuschelparty ist dementsprechend ganz klar ein sexfreier Ort, an dem der Sexualität bewusst keinen Raum gegeben wird

und die nicht-sexuelle Berührung im Vordergrund steht. Das heisst: die Kleidung bleibt an! Wer an einer solchen Veranstaltung teilnimmt, muss sich also an einige Regeln halten: Es wird nicht ohne die Einwilligung des anderen berührt; Ja heisst Ja und Nein heisst Nein, ein Vielleicht wird als Nein

phase und die Kuschelphase. Zuerst geht es darum, anzukommen, die anderen Teilnehmer*innen kennenzulernen und miteinander in einen ersten Kontakt zu treten. Dabei werden einige Übungen gemacht, beispielsweise Tanzübungen, um die Teilnehmer*innen in die Bewegung und somit in ihren

Eine Kuschelparty ist ganz klar ein sexfreier Ort – die Kleider bleiben an!

gewertet; Respekt wird grossgeschrieben und es gibt keinen Kuschelzwang.

Ausserdem wird im Vorhergehen kommuniziert, dass alle Gefühle, die während der Teilnahme aufkommen, willkommen sind. Je nach Kuscheltrainer*in können die Veranstaltungen zwar in ihren Details variieren, der Aufbau ist aber meist ähnlich. Angelika Weber zufolge, die in Bern selbst solche Kuschelabende leitet, besteht der «klassische» Aufbau aus drei Phasen: Die Kennenlernphase, die Verwöhnungs-

Körper zu bringen und ihre eigene Körperwahrnehmung zu stärken. Die Teilnehmer*innen sollen dabei ihren Alltag loslassen, innehalten und in sich hineinspüren. Der Fokus dieser ersten Phase liegt noch nicht auf dem Berühren des anderen, trotzdem kann es schon zu leichtem Körperkontakt kommen.

Geben und Nehmen

In der Verwöhnungsphase werden die Kuschler*innen immer noch mit gezielten Übungen auf die dritte Phase, das

Nah, näher, am nächsten: Gemeinsames Kuscheln an einer Kuschelparty



eigentliche Kuschneln, vorbereitet, beispielsweise mit der sogenannten Engelsübung. Dabei liegt jeweils eine Person mit geschlossenen Augen auf einer Matratze und wird nach ihren Wünschen von zwei anderen Personen berührt. Die Person, die berührt wird, kann ihre Wünsche jederzeit ändern und zurücknehmen. Es geht dabei um ein Geben und Nehmen.

In der letzten Phase, dem eigentlichen Highlight jeder Kuschnelparty, wird nun endlich kollektiv gekuschnelt. Dazu werden alle Matratzen zusammengeschoben, das Licht ein wenig gedimmt und entspannende Musik aufgelegt. Um den Teilnehmer*innen den Einstieg in die Kuschnelphase zu erleichtern, wird das Kuschneln von der Kuschneltrainerin oder dem Kuschneltrainer angeleitet, indem er oder sie bestimmte Fragen stellt wie: Möchte ich gehalten werden? Stimmt diese Berührung für mich? Oder möchte ich vielleicht etwas anderes ausprobieren?

Die Person, die das Kuschneln leitet, ist dafür verantwortlich, einen geschützten Raum zu schaffen, in dem sich die Teilnehmer*innen wohlfühlen und sich so vollumfänglich auf das Geschehen einlassen können. Dabei können sich die Teilnehmer*innen zu jedem Zeitpunkt zurückziehen, wenn es ihnen

stimmt mit den Ergebnissen diverser Studien überein, die sagen, dass sich Kuschneln positiv auf das Wohlbefinden und die Gesundheit des Menschen auswirken kann. So fördert beispielsweise das beim Kuschneln ausgeschüttete Hormon Oxytocin, auch Bindungs- oder Kuschnelhormon genannt, den Aufbau von Beziehungen und Vertrauen, reduziert Stress und Angst und unterstützt das Immunsystem.

Einsamkeit ist ein Gesundheitsrisiko.

Den Horizont erweitern

Neben der Berührung und den positiven Auswirkungen auf die Gesundheit und das Wohlbefinden gibt es Angelika Weber zufolge eine Vielzahl weiterer Gründe für die Teilnahme an einem Kuschnelabend. Einige kämen, um sich aus ihrer Komfortzone zu trauen und ihre Grenzen zu erweitern. Ande-

glichen sei. Die Altersspanne der Teilnehmer*innen reiche von ca. 30 Jahren bis Ende 60. Es habe aber durchaus auch schon solche gegeben, die jünger als 30 oder älter als 60 Jahre alt waren. Unabhängig vom Alter und Geschlecht sei eins aber allen Teilnehmer*innen gemein, sagt Angelika Weber: Die leuchtenden Augen am Ende des 3-stündigen Kuschnelabends.

(K)ein Wundermittel?

Berührung kann, wie bereits erwähnt, durchaus positive Effekte auf das physische und psychische Wohlbefinden haben. In diesem Sinne sind Kuschnelpartys eine gute Möglichkeit für Menschen, die in ihrem Leben keine oder zu wenig Berührung erhalten, diese an einem geschützten Ort erfahren zu dürfen – an einem Ort, an dem Regeln und Grenzen von Anfang an klar definiert sind und allen Teilnehmer*innen bewusst ist: Hier geht es nicht um Sex. Allerdings sind Kuschnelpartys kein Allheilmittel für Einsamkeit, da diese nicht immer nur als Symptom mangelnder Berührung auftreten kann. Zudem kann das Konzept der Kuschnelpartys – mit fremden Menschen zu kuschneln – für viele Menschen gerade auch ein Hindernis dafür darstellen, Nähe zulassen und geniessen zu können. Für diejenigen, die sich trotz gemischten Gefühlen trauen, an einer Kuschnelparty teilzunehmen, kann es durchaus eine Chance bedeuten. Hier sind dann aber das Einfühlungsvermögen und eine profunde Ausbildung der Kuschneltrainer*innen zentral. «Alle Gefühle sind willkommen» – dann muss aber auch eine Person da sein, die die Fähigkeit hat, die Teilnehmer*innen im Umgang mit ihren Gefühlen zu unterstützen und sie aufzufangen. Abgesehen davon, ob man sich nun vorstellen kann, an einer Kuschnelparty teilzunehmen oder nicht, glaube ich, es würde unserer Gesellschaft nicht schaden, mehr zu kuschneln – also: Let's cuddle. ♦

*«We need 4 hugs a day for survival.
We need 8 hugs a day for maintenance.
We need 12 hugs a day for growth.»*

zu viel wird oder sie sich unwohl fühlen.

Kuschneltrainerin Angelika Weber sagt, dass die Teilnehmer*innen nach dem Kuschnelabend überwiegend genährt und zufrieden nach Hause gehen. Das Feedback der Teilnehmer*innen sei durchwegs positiv und

re wiederum, um zu lernen, Grenzen zu ziehen und Nein zu sagen. Wieder andere möchten nicht nur sich und andere bewusst wahrnehmen, sondern auch selbst bewusst wahrgenommen werden. Sie erzählt, dass die Verteilung der Geschlechter ziemlich ausge-

Orchideen gegen Beton

Text und Bilder: Lars Ritter

Auf dem waadtländischen Mont Mormont kämpften Aktivist*innen monatelang gegen den Ausbau eines Steinbruchs durch den Betonkonzern Holcim. Bis das Gelände Ende März geräumt wurde. Ein Erfahrungsbericht über den Kampf gegen den Beton.

Gefrorener Tau haftet noch an den Gräsern, als kurz nacheinander drei Hornstösse die Stille auf dem Mont Mormont durchdringen. Für die Besetzer*innen ist klar, was das heisst. Mit fatalistischer Ruhe bereiten sich im Morgengrauen alle auf ihre Aufgabe vor. Manche beziehen ihre Positionen auf den Barrikaden und in den Bäumen. Die Leute vom Klimastreik ziehen aus, um als Sitzblockade den Zugang zum Gelände zu erschweren. Diejenigen von Extinction Rebellion begeben sich zu den Blockaden, die sie in der Nacht zuvor im Steinbruch platziert haben. Dann kommt die Durchsage aus dem Camp-Radio: «Wir sind umzingelt, die Polizei kommt von allen Seiten auf uns zu.»

Der Hügel wehrt sich

Der gleiche Ort, fünf Monate zuvor: Es ist ein düsterer Oktobertag. Fahles Licht fällt auf die Lichtung, auf der sich der Landsitz befindet. Lange war er verlassen, doch jetzt sieht es hier aus wie in einen orientalischen Palast: Der Boden ist bedeckt mit Teppichen, Sitzkissen ordnen sich um niedrige Tischehen. Die Vorratskammern sind gefüllt mit Spenden der umliegenden Landwirt*innen und Mitbringsel der Leute, die für ein paar Tage dortbleiben.

Nur das dumpfe Grollen, das durch den Wald neben dem Landsitz dringt, stört die Stille. Es verrät, dass der Betonkonzern Holcim direkt angrenzend einen Steinbruch von riesigem Ausmass

betreibt. Immer wenn der Bagger aus dem Berg gesprengt, auf einen Kipplaster gefüllt hat, gibt er ihm mit dem Horn das Signal zum Abfahren. Jedes davon lässt die Mine näher zur Lichtung rücken. So werden hier Tag für Tag Millionen Jahre alte Sedimente die Sprengladungen und Bagger

«Wir sind umzingelt, die Polizei kommt von allen Seiten auf uns zu.»



Der kleine Ort La Sarraz wird komplett abgeriegelt.

bereits in den kleinen Hügel gefressen. Das Geschäft ist für Holcim so lukrativ, dass der Konzern die bestehende Mine ausbauen will. Dagegen wehrt sich «la collective des orchidées», das «Kollektiv der Orchideen.» Es hat die Ebene um den Landsitz zur «zone à défendre» erklärt.

Besetzung als letzte Instanz

Das Kollektiv bildete sich aus Anwohner*innen der umliegenden Gemeinden, nachdem der Kanton den Ausbau der Mine gutgeheissen hatte. Ihr Ziel: Der Erhalt der Orchideen, die auf dem kalkhaltigen Gestein des Hügels gedeihen und nun das Wahrzeichen ihres Protests darstellen. Bei meinem ersten Besuch auf dem Mont Mormont mache ich mich selbst auf die Suche nach Orchideen im Wald. Dabei treffe ich per Zufall auf den Biologen Alain Chanson. Bereits Jahre zuvor gründete er die Organisation «Association pour la Sauvegarde du Mormont», um den Hügel vor der Zerstörung durch Holcim zu retten. Wie die Aktivist*innen vom Orchideen-Kollektiv hält auch er es für ungerechtfertigt, für die Herstellung von Beton ein Schutzgebiet nationaler Bedeutung zu zerstören. Auch wenn Holcim verspricht, die Mine am Ende ihrer wirtschaftlichen Nutzzeit mit Prärievegetation wieder zu begrünen.

Als letztes Mittel des Protests hat im Herbst 2020 die Arbeit an den Befestigungsanlagen rund um das Herrschaftshaus begonnen. Zum Zeitpunkt meines Besuchs ist die Zufahrtstrasse aus der Ortschaft La Sarraz bereits durch eine provisorische Barrikade versperrt, auf der minenzugewandten Seite thront ein hoher Wachturm, und erste Baumhäuser entstehen in den Wipfeln rund

um die Lichtung mit dem Landsitz. Doch erst im März 2021, als der Ausbau der Mine und damit die Räumung des Areals unmittelbar bevorsteht, schaut auch die Öffentlichkeit hin.

Eine Festung entsteht

In den letzten Tagen vor der Räumung füllt sich die Zeltstadt: Zu den lokalen Aktivist*innen sind jetzt auch der Klimastreik und Extinction Rebellion gestossen. Einige Aktivist*innen sind sogar aus Deutschland ange-

reist, sie bringen Erfahrung aus dem Hambacher und Dannenröder Forst mit, sind professionell ausgerüstet und wild entschlossen. Es ist meines Wissens das erste Mal in der Schweizer Geschichte, dass sich auch hier derartiger ziviler Widerstand gegen den Abbau von Rohstoffen regt.

Unter der Mitwirkung dieser höchst unterschiedlichen Aktivist*innen hat sich die kleine Lichtung zu einer Festung entwickelt. Jetzt sind die Zugangswege mit Sperrholz und verschiedenen zusammengetragenen Materialien verbarrikadiert. In die Sträucher und Büsche sind Netze gespannt, um eine Durchquerung zu vermeiden, und um den Landsitz zieht sich eine Schutzmauer. In den Bäumen ist eine Vielfalt an Baumhäusern und Plattformen

entstanden, einige besitzen sogar mehrere Stockwerke. In einem efeubewachsenen Baum hängt eines, dessen Obergeschoss komplett aus alten Fensterflügeln besteht.

Postapokalyptische Tänze

Kurz vor der Räumung dringen die Besetzer*innen schliesslich in die Mine ein. Tanzend und begleitet von Technomusik erobern sie symbolisch das zerstörte Gebiet und beleben die ausgestorbene Wüstenlandschaft der Mine. Die federgeschmückten und bunt bemalten Tänzer*innen in den Gruben wirken wie Szenen aus einer postapokalyptischen Welt. Im steigenden Sonnenlicht malen die Aktivist*innen zwei grosse «STOP»-Schriftzüge an die Wände der Wunde im Berg. Die Geste wirkt ebenso kampfwilling wie verzweifelt, denn ihr Unverständnis darüber, was hier vorgeht, erreicht jetzt ihren Zenit. Plötzlich wird die Entfremdung des modernen Menschen von seinen Wurzeln real und greifbar. Für mich ist es ein Gefühl des Zusammenseins und gleichzeitig der Einsamkeit gegenüber der Welt.

Doch noch immer ist die Mine von einem Zaun und einem Tor umgeben. Um diese Inbesitznahme durch den Konzern zu brechen, marschiert ein feministisches Streikkollektiv zum Steinbruch. Die Frauen* sind entweder ganz nackt oder oben ohne. Mit ihren bunt bemalten Körpern und dem Federschmuck auf den Köpfen scheint es beinahe, als würde sich die Natur selbst zurückholen, was ihr gehört, und als wäre hier auf dem Hügel eine Urkraft präsent. Sie entfernen den Draht und bringen ihn zur Verstärkung der Barrikaden in die «zone à défendre». Zum Schluss entfernen die Frauen* das Zugangstor und bringen es unter Jubel und Triumphgeschrei ins Innere. An diesem Tag wirkt es, als könne die Besetzer*innen nichts aufhalten, als sei die Macht des Konzerns bereits gebrochen.

Am 30. März 2021 wird das Gelände geräumt. Erst jetzt berichten auch Deutschschweizer Medien über den Protest.



Um die Räumung zu erschweren, verbarrikadieren sich die Besetzer*innen im ehemaligen Landsitz. Andere bilden einen Sitzstreik oder steigen auf Bäume.

Fast könnte man die Menschen hinter den Uniformen vergessen, aber ich sehe die Polizist*innen unter ihren Helmen schwitzen.

Der Tag der Räumung

Es ist der 30. März 2021. In der Nacht vor einem solchen Kampf schläft man gut. Die Nervosität kommt erst am Morgen. Erste Nachrichten treffen ein von einem Grossaufgebot seitens der Polizei, in einem Ausmass, mit dem niemand gerechnet hat. Der kleine Ort La Sarraz wird komplett abgeriegelt: Verkehrskontrollen hindern Fahrzeuge mit Sympathisant*innen an der Einfahrt, in den

Zügen werden diejenige, welche jetzt noch anreisen wollten, am Aussteigen gehindert. Als die Sonne den Raureif zum Schmelzen bringt, ertönt die Durchsage, dass die Leute vom Klimastreik weggetragen wurden und sich die Polizei zur besetzten Zone aufmache.

Das Brummen des Polizei-Helikopters, der in sicherer Distanz über uns kreist, vermischt sich mit dem aufheulenden Motor

des Räumungsfahrzeuges zu einer Geräuschkulisse, die den Puls steigen lässt. In der Mittagssonne blitzen auf der Ebene plötzlich die Visiere der Schutzhelme auf. Das Räumungsfahrzeug erscheint an der Spitze des Konvois, gefolgt von Wasserwerfern, einem Tanklöschfahrzeug und Mannschaftswagen. Die schwarze Kolonne marschiert wie ein aufziehendes Heer über die Ebene. Am Haupttor treffen zwei Welten aufeinander, zwei Realitäten: Die Polizei beschallt die Protestierenden mit der Aufforderung, das besetzte Gebiet zu verlassen, letztere rufen der Polizei zu, sie in Ruhe zu lassen und die Natur zu bewahren.

Plötzlich geht es ganz schnell. Vom Wall aus feuern die Protestierenden Farbgranaten, während die Polizei gleichzeitig aus mehreren Richtungen in das besetzte Gebiet eindringt. Feuerwerkskörper prallen an ihren Schildern ab, daraufhin antworten sie mit Gummischrot. Die schwarzen, schwer



Um Beton herzustellen, graben sich die Bagger von Holcim tief in den Mont Mormont. Dagegen wehrt sich eine bunt gemischte Gruppe von Aktivist*innen aus der Schweiz, Deutschland und Frankreich.

gepanzerten Gestalten inmitten der Bäume und Baumhäuser sehen fehl am Platz aus. Fast könnte man die Menschen hinter den Uniformen vergessen, aber ich sehe die Polizist*innen unter ihren Helmen schwitzen. Es rückt ins Bewusstsein, dass es nicht Maschinen sind, die hinter der Zerstörung stecken, sondern Menschen. Einige Protestierende rufen den Polizisten zu: «Legt die Uniform ab und chillt mit uns!». Nach einer Phase des War-

tens, in der die Polizei mit Fahrkränen die Aktivist*innen von den Plattformen und Bäumen holt und in der viele durch den Wald abziehen, folgt der Sturm auf das Haus. Einige letzte verbleiben noch auf den Bäumen und Plattformen. Als auch ich weggebracht werde, höre ich sie noch das Lied «gardiens de la paix» singen.

Was bleibt?

Das herrschaftliche Haus wurde inzwischen abgerissen. Auf dem Gelände stehen die Baumaschinen als Vorbereitung für die Erweiterung der Mine. Doch der Kampf um den Mont Mormont und seine einzigartige Natur ist noch nicht zu Ende. Denn die Bewilligung, die Holcim hat, reicht nur bis an das Ende der Ebene. Der Hauptkamm des Hügels hingegen steht noch unter Schutz. Mittlerweile gibt es sogar

eine kantonale Initiative, die den Mormont retten will, und nachhaltigere Alternativen zur Zementproduktion fordert.

Unterdessen äsen, wenn die Maschinen schweigen, auf den Grasflächen im Inneren des Steinbruchs die Gämsen. Direkt neben den Baumaschinen stehen sie, scheinbar ohne sich gestört zu fühlen. Ich bin mir sicher: Die Natur wird uns überdauern. Es stellt sich nur die Frage, in welcher Form. ♦

Das Camp der Protestierenden befindet sich in unmittelbarer Nähe zum Steinbruch.



«Es findet eine Gentrifizierung des Alpenraums statt.»

Text: Janine Schneider, Cyril Holtz
Bilder: Cyril Holtz



Prof. Dr. Heinzpeter Znoj ist Sozialanthropologe und Teil des Forschungsprojekts Silicon Mountains, das sich mit den Alpen im Zeitalter der Digitalisierung beschäftigt. Wir haben mit ihm über «Digital Nomads», Kryptomining und die Folgen der Digitalisierung für den Alpenraum gesprochen.



Zum Projekt

Silicon Mountains ist eine Forschungsplattform am Walter-Benjamin-Kolleg der Universität Bern. Das am Institut für Sozialanthropologie entstandene Projekt befasst sich mit den Schweizer Alpen im digitalen Zeitalter und geht der Frage nach, zu welchen ökonomischen, kulturellen und politischen Veränderungen Digitalisierungsprozesse im Alpenraum führen. Prof. Dr. Heinzpeter Znoj ist Direktor am Institut für Sozialanthropologie und massgeblich am Silicon Mountains Projekt beteiligt, mit besonderem Interesse an den Prozessen des Kryptominings.

Herr Znoj, die Frage liegt auf der Hand. Mutieren die Alpen zum neuen Silicon Valley? Das glaube ich nicht. Der Name des Projekts ist natürlich ein Wortspiel. Trotzdem gehen wir davon aus, dass die Digitalisierung den Lebensraum der Alpen verändern wird. Dies zeigt sich in unterschiedlichster Weise. Uns interessiert einerseits die Veränderung oder gar Aufhebung des Raums, aber auch Fragen zur Auswirkung der digitalen Transformationen aus einer geografischen Perspektive.

Was meinen Sie mit der Veränderung des Raumes? Die Berge waren historisch gesehen eine Randregion. Die Industrialisierung hat nicht in den Bergen stattgefunden. Oder nur ganz spezifisch, dort wo man billig

Strom beziehen konnte, weshalb die Bergregionen grundsätzlich strukturschwach waren. Erst der Tourismus hat das geändert. Durch diesen haben gewisse Regionen Anschluss gefunden. Wir vom Silicon Mountains Projekt haben nun die Hypothese aufgestellt, dass die Hierarchie zwischen Mittelland und Bergregionen sich ausgleichen könnte.

Inwiefern äussert sich das? Eine gut zu beobachtende Entwicklung ist, dass vermehrt sogenannte «Digital Nomads» in die Alpenregion ziehen und von dort aus im Home-Office arbeiten. Das wird auch beworben. So beispielsweise mit dem Projekt Via Engiadina.

Was ist das genau?

Es handelt sich dabei um eine Zusammenarbeit der Swisscom mit lokalen Behörden im Unterengadin, im Rahmen derer ein schnelles Internetnetz installiert wurde. Einerseits um Arbeitsplätze zu schaffen, so dass die Einheimischen nicht wegziehen, andererseits eben auch um kreative, digitale Industrien anzulocken.

Woher kommen diese «Digital Nomads»? Aus dem Ausland? [schmunzelt] Nein, das sind Zürcher, die sowieso gerne ins Bündnerland fahren. Gerade auch die Coronapandemie gibt dieser Entwicklung einen Schub. Home-Office ist gesellschaftlich viel akzeptierter geworden. Plötzlich können Leute dort arbeiten und wohnen, wo sie bisher nur in den Ferien waren. Das ist eigentlich eine Gentrifizierung des Alpenraums.

Auf der Homepage von Silicon Mountains schreiben Sie, dass die Digitalisierungsprozesse auch mit einer neuen Imagination alter Ideologien wie Freiheit und Autonomie einhergehen. Können Sie das etwas genauer erklären? Die meisten Leute, die in die Berge kommen, möchten auch das Alltagsleben hinter sich lassen. Sie suchen nach mehr Freiheit und Selbstbestimmung, ähnlich wie in der Tell-Geschichte. Und gerade der Nomadismus vermittelt dieses Gefühl von Freiheit. Auch das Bild der korrupten Stadt spielt hier eine Rolle – das ist das «Heidi-Motiv». Als «Digital Nomad» möchte man sich von den Zwängen der Stadt befreien.

Findet eine Desillusionierung statt, wenn diese Vorstellungen auf die reale Welt treffen? Ich denke, wir erleben diese jetzt alle auch im Home-Office. Die Stadt ist ja auch deswegen ein besonders guter Lebensraum, weil man kurze Wege hat und Leute einfach treffen kann – was durch die Arbeit im Home-Office wegfällt. Als digitaler Nomade ist man auch abgeschnitten und befindet sich in einem sozialen Raum, der einem fremd ist und in dem man auch nicht immer willkommen ist. Man trägt zur Gentrifizierung der Berge bei. Und die Einheimischen sehen das nicht nur mit Begeisterung.

«Als «Digital Nomad» möchte man sich von den Zwängen der Stadt befreien.»

Entsteht ein Stadt-Land-Graben auf dem Land selber? Das kann man so sagen. Und die gesuchte Freiheit findet sich auch nicht immer. Wer nur digital arbeitet, muss selbstdiszipliniert sein. Nicht nur der Raum ist weniger strukturiert, sondern auch die Zeit.

Sie haben nun schon mehrfach von einer Gentrifizierung des Alpenraums gesprochen. Was sind die sozialen und politischen Folgen, wenn «Digital Nomads» auf ländliche Dorfstrukturen treffen? Die Dorfgemeinschaft lebt davon, dass Menschen miteinander aufwachsen. Ein wichtiger Aspekt ist, dass die Altersstruktur ausgeglichen bleiben sollte – nicht nur junge «Digital Nomads» und alte Einheimische, sondern eben eine Dorfgemeinschaft aus unterschiedlichsten Generationen. Positive Entwicklungen können entstehen, wenn die «Digital Nomads» ihr nomadisches Leben beenden und sich in der Alpenregion niederlassen. Schicken sie

dann ihre Kinder in die öffentliche Schule, kann eine starke Dorfgemeinschaft entstehen, in der unterschiedliche Einwohner und Einwohnerinnen auch gemeinsame Interessen haben. Entscheidend ist zudem, dass auch die einheimische Bevölkerung von der Digitalisierung profitieren kann, indem neue Ausbildungs- und Arbeitsplätze geschaffen werden und so dem Brain-Drain entgegengewirkt werden kann. So könnten junge Einheimische neben der landwirtschaftlichen Tätigkeit von zu Hause aus ergänzend einen digitalen Job übernehmen.

Das bedeutet also die Herausbildung von hybriden Lebensformen? Ja, aber solche hybriden Lebensformen gibt es in den Bergregionen schon seit den 1950er-Jahren. Beispielsweise

der Teilzeit-Bauer im Wallis, der nebenbei auch bei der Lonza arbeitet.

Würden Sie also sagen, die Digitalisierung ist in diesem Sinn eine Chance für die Bergdörfer? Kann, muss aber nicht. Die Entwicklung im alpinen Raum ist extrem ungleich. Gesellschaftliche Konflikte sieht man beispielsweise im Obergoms. Dort gibt es sehr viele neu zugezogene Schweizer Pensionierte, die nun an diesem Ort ein Stimmrecht haben. Das hat einen grossen Einfluss auf die Gemeindepolitik, was für die Einheimischen natürlich eine rechte Bedrohung ist und zu starken Konflikten führen kann. Das ist die Folge einer Gentrifizierung, die zwar nicht durch die Digitalisierung ausgelöst, aber von ihr unterstützt wird. Die zunehmende Mobilität hat es gerade für Städter viel einfacher gemacht, eine Wohnung in den Bergen zu besitzen. Auch aufgrund der Digitalisierung sind es nun eben nicht mehr nur die Reichen und die Rentner, die sich eine Zweitwohnung leisten können, sondern vermehrt auch Arbeitnehmer. Das hat auch einen Einfluss auf die Immobilienpreise. In Gstaad können sich viele

Einheimische überhaupt nicht mehr leisten, im Dorf selbst zu leben, wegen der steigenden Immobilienpreise. Das sind gefährliche Entwicklungen.

Und was noch dazu kommt: Wenn die dauernde Bevölkerung in den Bergen zunimmt, muss auch der Dienstleistungssektor wachsen. Silicon Mountains hat auch die andere, die physische Seite. Jemand muss ja die «chicen» Chalets putzen und das werden wahrscheinlich ausländische Arbeitskräfte sein.

Im Rahmen des Silicon Mountains wurden auch Forschungen zu Kryptomining durchgeführt. Weshalb bietet sich die Schweiz für das Schürfen von Bitcoins und anderen Kryptowährungen an? Das ist ein weiterer Aspekt des Projekts: Die strategischen Vorteile des Alpenraums im Zusammenhang mit der Digitalisierung. Dafür ist der Bitcoin ein gutes Beispiel. Der Strom ist billig in den Alpen und die Serverfarmen können aufgrund topografischer Gegebenheiten gut gekühlt werden. Wir haben in der Schweiz auch schon eine entsprechende Stolleninfrastruktur. Das zieht gewisse Leute an. Eine Zeit lang war zum Beispiel eine





«Daten sind das neue Gold – so wie die Schweiz das Gold der Welt eingelagert hat, kann sie nun auch die Daten bunkern.»

Miningfirma in Gondo ansässig, weil sie dort extrem billigen Strom über die Gemeinde beziehen konnten. Nach dem Einbruch des Bitcoins-Kurses ist die Firma nun aber weiter nach Schweden gezogen.

Kryptomining braucht ja unglaubliche Mengen an Energie – stehen Sie da nicht auch im Konflikt mit Wassernutzung als nachhaltiger Stromressource? Natürlich. Es ist absurd. Das ganze Kryptomining ist absurd. Es ver-

schlingt ungeheure Mengen an Energie - in diesem Fall nachhaltige Energie, die dann an etwas überhaupt nicht Nachhaltiges wie Kryptomining verschwendet wird. Das ist eine Perversion. Und das kann durchaus auch zu Nutzungskonflikten mit einheimischen Stromkonsumenten führen. In Oregon hat beispielsweise die lokale Bevölkerung vor einigen Jahren gegen ein Kryptominingunternehmen protestiert, weil diese das lokale Stromnetz vollkommen überlastete.

Neben Kryptomining gibt es auch digitale Industrien, die in die Sicherung von Daten investieren, so zum Beispiel die Firma Swiss Fort Knox in Gstaad. Ist dort die Energie auch ein potenzielles Konfliktthema? Ja, weil diese Datenserver gekühlt werden müssen. Silvia Berger Ziauddin hat das bei Swiss Fort Knox untersucht. Sie müssen sich vorstellen: Das ist eine Datenfirma in einem ehemaligen Armeebunker, die ihre Server mit Grundwasser kühlt. Das Wasser wird durch den Kühlvorgang einige Grad wärmer und dann in die umliegenden Gewässer geleitet, wodurch die Saane immer wärmer wird. Im Oberlauf ist sie schon jetzt zu warm. Das ist zum Beispiel für die Forelle ein Problem, deren Weibchen sterben, wenn das Wasser wärmer als 25 Grad ist.

Welche Art Daten werden in diesen Bunkern gespeichert? Das wird sehr geheim gehalten. Es sind private Kunden und das gehört zum Service.

«Swiss Fort Knox» – ist das auch ein Bild, an das man sich anlehnt? Ja, sehr stark. Der Réduit-Mythos wird hier natürlich auch wiederbelebt. Die Darstellung, dass die Schweizer Alpen als Raum sicher und uneinnehmbar sind und auch von besonders zuverlässigen Menschen bewohnt werden. Ausserdem beschützt das originale «Fort Knox» die amerikanischen Edelmetallreserven. Die Symbolik ist klar: Daten sind das neue Gold. Und so wie die Schweiz das Gold der Welt eingelagert hat, kann es nun auch die Daten bunkern. Natürlich ist es ein Mythos oder vielmehr eine Werbestrategie. Aber es gibt sehr viele Leute, die bereit sind, in solche Projekte zu investieren, gerade weil die technischen Lösungen dahinter überzeugen.

«Digital Nomads», Kryptomining – welche weiteren digitalen Technologien werden bei Silicon Mountains untersucht? Zum Beispiel im Bereich der Informationsverarbeitung?

«Wolf oder Schafe sind nicht länger nur «natürliche» Tiere, sondern Wesen, die über Technologie sicht- und kontrollierbar gemacht werden.»

Stark betroffen von Neuerungen im Zusammenhang mit der Datenverarbeitung ist die Berglandwirtschaft. Wie alle Bauern müssen sie fortlaufend ihren Viehbestand, die Medikamentenabgabe an Tiere oder auch die Verwendung von Insektiziden in Datenbanken erfassen. Wobei die Erfassung solcher Daten auch an die Ausschüttung von Subventionen geknüpft ist. Die Digitalisierung führt so zu einer Bürokratisierung der landwirtschaftlichen Betriebe. Indem Bergbauern einen wesentlichen Teil ihrer Zeit für die Dokumentation ihrer Arbeit aufwenden müssen, verändert sich deren Arbeitsweise entscheidend. Es entsteht eine neue Art der Selbstdisziplinierung. Auch die Idee der Freiheit wird damit in Frage gestellt. Der Bergbauer, der lange Zeit als Symbol der Freiheit galt, sieht sich plötzlich selbst gefangen in diesen digitalen Netzwerken der Datenverarbeitung und Bürokratie.

«Die Digitalisierung führt zu einer Bürokratisierung der landwirtschaftlichen Betriebe.»

Auf der Homepage findet sich auch ein Blogbeitrag über die Anwendung digitaler Technologie im Herdenschutz. Im Bereich des Herdenschutzes und Raubtiermanagements finden mittlerweile vermehrt digitale Technologien Anwendung. Zum Beispiel Chipsender, die mit Apps verbunden sind, mit deren Hilfe Hirten die Bewegungen ihrer Schafe beobachten können. Anhand dieser Bewegungen hofft man, frühzeitig erkennen zu können, wann sich die Schafe bedroht fühlen, beispielsweise von einem Wolf. Eine Art Frühwarnsystem.

Dadurch werden Einblicke in die Natur ermöglicht, die früher nicht möglich waren. Das ist sicher so. Die Natur steht nicht länger der Technik oder der Kultur gegenüber. Dabei entstehen Mischwesen. Der Wolf oder die Schafe sind nicht länger nur «natürliche» Tiere, sondern Wesen, die über Technologie

sicht- und kontrollierbar gemacht werden. Was wir unter «Natur» verstehen, befindet sich momentan im Wandel. Und uns interessiert, wie Akteure der Natur in digitale Netzwerke integriert werden.

Ist diese Vermischung von Kultur und Natur von spezifisch sozialanthropologischem Interesse? Spezifisch sozialanthropologisch ist, solche Digitalisierungsprozesse mit einem ganzheitlichen Blick zu untersuchen. Das heisst, wir untersuchen im Rahmen von traditionellen ethnographischen Dorfstudien gleichzeitig die digitale Bürokratisierung der Landwirtschaft, den Herdenschutz mit Hilfe von Apps, den sozialen Einfluss von Home-Office-Migranten und die Folgen der digitalen Datenspeicherung für die lokale Bevölkerung, und welche Nutzungskonflikte damit einhergehen. Solch umfassende Analysen im Rahmen von Bachelor- oder Masterarbeiten möchten wir im Silicon Mountains-Forschungsschwerpunkt fördern. Dafür ist es wichtig, selbst hinzugehen und mit den Leuten zu sprechen. Das ist auch eine spezifisch sozialanthropologische Herangehensweise: Wir betrachten Anwohner als Experten ihres sozialen Lebens. Aus ihrem Wissen können dann im Gespräch gemeinsam Erkenntnisse geschöpft werden.

Könnten Ihre Forschungsergebnisse vielleicht auch zu Veränderungen im Umgang mit der Digitalisierung führen? Durch den ganzheitlichen Ansatz könnte es uns durchaus gelingen, dass wir Entwicklungen erkennen, die anderen verborgen bleiben. Zum Beispiel den Einfluss der verstärkten digitalen Bürokratisierung der Berglandwirtschaft auf traditionelle Formen der Zusammenarbeit und überhaupt darauf, ob, von wem und wie die Berglandwirtschaft betrieben wird.

Das Projekt ist zwar am Institut für Sozialanthropologie beheimatet. Sie haben mittlerweile aber ein starkes interdisziplinäres Netzwerk aufgebaut, das über die Grenzen hinaus bis ins italienische Aostatal reicht. Zeigen sich dort ähnliche Entwicklungen wie in den Schweizer Alpenräumen? Wenn man aus der Schweiz kommt und den norditalienischen Alpenraum besucht, kann es etwas schockierend sein, wie viele Alpen dort überhaupt nicht mehr bewirtschaftet werden und wie ausgestorben manche Dörfer sind. Entscheidende Voraussetzungen, dass sich «Digital Mountains» bilden können, ist eine funktionierende Infrastruktur und lebendige Dörfer, mit Beizen und Schulen, was im norditalienischen Alpenraum viel weniger gegeben ist. Und wenn entscheidende Strukturen verloren gehen, ist es sehr schwierig, diese wieder aufzubauen. Die Vorteile der Digitalisierung können ein abgeschiedenes Tal allein nicht retten. Das könnten höchstens grosse Firmen – wer weiss, vielleicht baut Google plötzlich einen Alpencampus in den norditalienischen Alpen. [lacht] Da fällt mir eine Geschichte ein: Ich war mit meiner Frau in Mürren in einem Restaurant. Neben uns sass eine grosse Gruppe, die Englisch miteinander sprach, und die wir nicht richtig einordnen konnten. Ich habe dann einen Mann gefragt, wer sie sind. Er meinte: Wir sind Google. ♦

Liam (21) aus Bern fragt:

Es heisst, das letzte Hemd habe keine Taschen. Kann ich meine Bitcoins trotzdem mitnehmen?

Lieber Liam

Vorweg ein Lob: Angesichts deines zarten Alters bewundere ich deine Weitsicht, dich mit deiner eigenen Vergänglichkeit zu beschäftigen. Und obwohl ich dem sinnlichen Genuss durchaus ergeben bin, will ich dir jetzt kein «carpe diem» oder gar ein «yolo» um die Ohren hauen. Selbst wenn ich der Überzeugung bin, dass es durchaus gesund sein kann, als keineswegs ausgewiesener Experte einer Studierendenzschrift diesen beiden Gemeinplätzen mit etwas weniger Zynismus zu begegnen. Wichtiger dünkt es mich, den Tod als Ansporn, etwas zu verändern, und nicht nur als Anlass zum Geniessen anzusehen. Denn was im Diesseits nicht geschieht, bleibt auf der Strecke.

Aber um auf deine eigentliche Frage zu sprechen zu kommen: «Das letzte Hemd hat keine Taschen» soll uns ermahnen, dass irdischen Gütern die Tür zum Jenseits verschlossen bleibt. Der Tod ist der letzte und absolute Gleichmacher. Doch die Funktion, die der Tod für das Jenseits erfüllt, kehrt sich für das Diesseits um: Alleine 2020 wurden in der Schweiz 95 Milliarden Franken auf die Konten Hinterbliebener geschrieben (mehr als der gesamte Bundeshaushalt). Und wie so oft bekommen die allermeisten das allerwenigste und die allerwenigsten das allermeiste. Auch Kryptowährungen gehören selbstverständlich zum vererbaren Vermögen. Zwar wirst du deine Bitcoins nicht an der Him-

melspforte vorbeischmuggeln können, dafür brauchst du dir aber keine Sorgen mehr über die Befriedigung der irdischen Bedürfnisse deiner Verwandten zu machen. Sie können sich nach eingehender Konsultation des Darknets fortan mit etwas Spice jeden klaren Gedanken aus dem Kopf pusten, mit ein paar Spoon Lean einen Purple Drank anmischen oder vor dem Ausgang gehörig die Nase pudern.

Ob vorher etwas von deinem Erbe abgeschöpft wird, hängt ganz davon ab, in welchem Kanton es dir die Sprache verschlägt. Hast du zum Beispiel das Glück, im Kanton Schwyz in die Kiste zu hüpfen, dürfen sich alle Erb*innen schamlos an deinen Habseligkeiten bedienen, ohne dass ihnen der Fiskus auch nur einen einzigen Reka-Check abknöpft. Dagegen erscheinen die 3%, die der Kanton Neuenburg selbst direkten Nachkommen einer Verblichenen abzwackt, geradezu gaunerisch. Wieder einmal gilt das urhelvetische Sprichwort, das schon Wilhelm Tell in seine Armbrustbolzen geritzt haben soll: «C'est le (can)ton qui fait la musique.» Auch Tell war sich des interkantonalen Steuerwettbewerbs bewusst und segnete das Zeitliche schlauerweise im Schächenbach (Kanton Uri; keine Erbschaftssteuer für direkte Nachkommen). Billiges Sterben als Standortvorteil eben – willkommen in der Schweiz.

Föderalistische Grüsse aus der Bundesstadt,
dein Experte – yas

Auch wenn es die Dozierenden zu Semesterbeginn kollektiv und repetitiv abstreiten – es gibt sie, die dummen Fragen! Unser ExpertInnen-team nimmt sich ihrer an: eloquent, sachkundig und auch durchaus verständnisvoll. Sende jetzt deine Frage an frage@studizytig.ch und GEWINNE zwei Tickets für einen Eintritt in den Dachstock.

Rätsel



Rätsel: bsz Redaktion

Welches Lied ist gesucht?
Wir übersetzen die Lyrics
des Originals auf Berndeutsch,
ihr erratet den Song.

Sende das Lösungswort
bis am 30.6.2021 an
raetsel@studizytig.ch.

Zu gewinnen gibt es 5x 2 Tickets
für das Marzili-Movie Filmfestival.
Viel Erfolg!

Beratungsstelle der Berner Hochschulen

Coronavirus: Aktuelles Angebot

Wir bieten Ihnen – gerade auch in Corona-Zeiten – psychologische Unterstützung an!
Die Beratungen werden bis auf weiteres online oder telefonisch durchgeführt. In Ausnahmefällen (Krisensituationen) können sie in beschränkter Masse auch vor Ort (Erlachstrasse 17) angeboten werden. Termine können während der Bürozeiten telefonisch mit dem Sekretariat vereinbart werden.
Die Angebote der Beratungsstelle sind vertraulich und kostenlos.

Beratung / Coaching

Wir führen persönliche Beratungen durch zu den Themen: Studiengestaltung (Studienplanung, Studienfachwechsel und Fächerkombination, Alternativen zum Studium, Koordination von Studium und Erwerbsarbeit, Studium und Familie, Studienfinanzierung), Arbeits- und Lerntechniken, Laufbahnplanung und Berufseinstieg, Konflikte in persönlichen und studienbezogenen Beziehungen, Schwierigkeiten, Krisen und persönliche Entwicklung.

Die Mailberatung für Studierende (bei Sachfragen und persönlichen Anliegen) finden Sie auf unserer Website (unter «Beratung/Coaching»).

Information

Sie finden umfangreiche Infos, Tipps und Downloads auf unserer Website zu Lern- und Studienkompetenzen, zur Studienfinanzierung (inkl. Wegweiser), zu verschiedenen Studienphasen (Studienbeginn, Übergang Bachelor-Master, Doktorat) sowie zum Berufseinstieg (Kompetenzprofil, Standortbestimmung, Berufsfelder, Stellensuche, Bewerbung, Vorstellungsgespräch).

Zu studienbezogenen und psychologischen Themen (z.B. persönliche Entwicklung, Beziehungen, Depressionen, Ängste, Konflikte) finden Sie auch Fachliteratur in unserer **Bibliothek**.

Workshops

Wir bieten Workshops an zu: Lern- und Arbeitstechniken, Referatskompetenz, Prüfungssituation, wissenschaftliches Schreiben, Stressbewältigung, persönliche Entwicklung und Sozialkompetenz, Berufseinstieg, Laufbahnplanung (siehe Programm auf unserer Website).

Beratungsstelle der Berner Hochschulen, Erlachstrasse 17, 3012 Bern
Tel. +41 31 635 24 35
E-Mail: beratungsstelle.bernerhochschulen@be.ch
Website: www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch

Montag bis Freitag 8.00 - 12.00 und 13.30 - 17.00 Uhr (Freitag bis 16.30 Uhr)
Die Bibliothek ist am Mittwochvormittag geschlossen.
Die Beratungsstelle ist auch während der Semesterferien geöffnet.



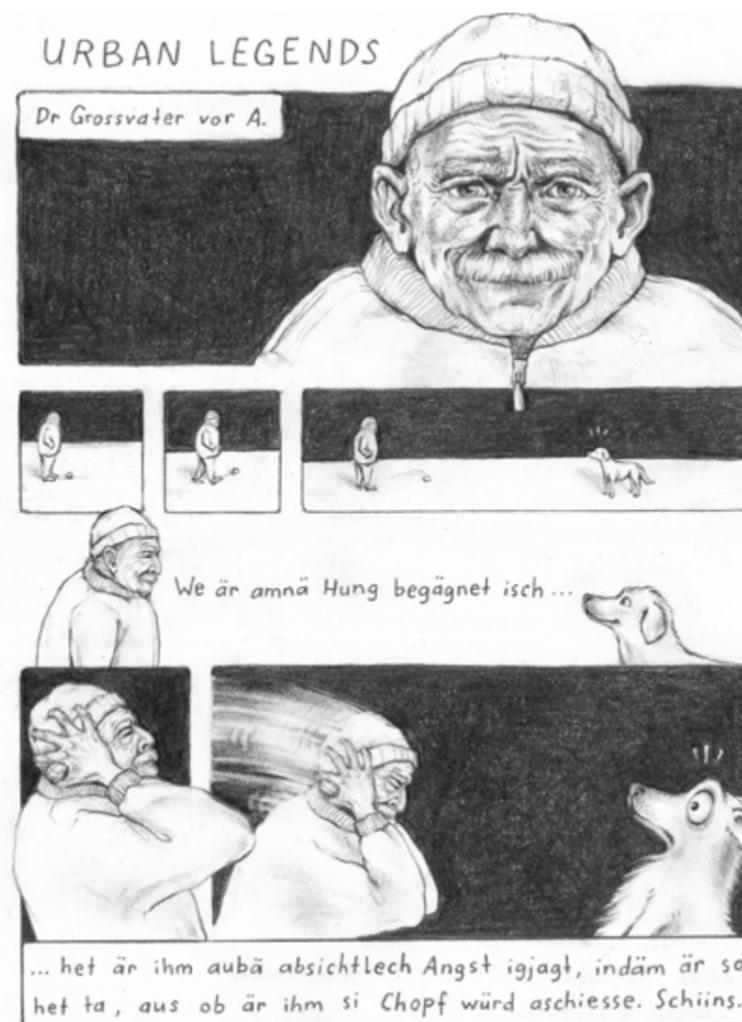
Die bärner studizytig sucht

Wir suchen alle, die sich als Retter*innen der Demokratie aufspielen wollen, aber bei der Republik kein Praktikum bekommen haben. Wir suchen alle, die in diesem Sads die Fehler finden. Wir suchen alle, die voll fly die Jugendsprache beherrschen tun #Ehrenmann #Ehrenfrau. Wir suchen alle, die glauben, dass der Printjournalismus am Ende ist und mit uns zusammen untergehen wollen.

Egal, ob du bereits auf der Redaktion einer Lokalzeitung Karriere gemacht hast oder deine ersten publizistischen Gehversuche an unserer Seite tätigen willst, ob du «was mit Sprache» studierst oder dich im universitären Alltag mit endothermen Reaktionen beschäftigst, ob du noch gestern am Tag des Studienbeginns warst, die letzten Gefässe im KSL zu füllen versuchst oder gar schon dein Diplom vom Dekanat entgegengenommen hast: Bei der *bärner studizytig* finden alle motivierten Schreibendhänd*innen eine Tastatur zum behämmern.

Melde dich unter info@studizytig.ch

Yumis Perspektive



Was passiert um uns herum?
Die Illustratorin Yamina Rast hält
für uns fest, was ihr im Alltag
begegnet und durch den Kopf geht.

Endlich grünes Licht für Klimaneutralität?

Text: Florian Rudolph

Obwohl die Datenerhebung zu Dienstreisen noch nicht abgeschlossen ist, will die Uni Bern in viereinhalb Jahren klimaneutral sein. Gerade das neu eingeführte Ampelsystem könnte an diesem Ziel vorbeischiessen.

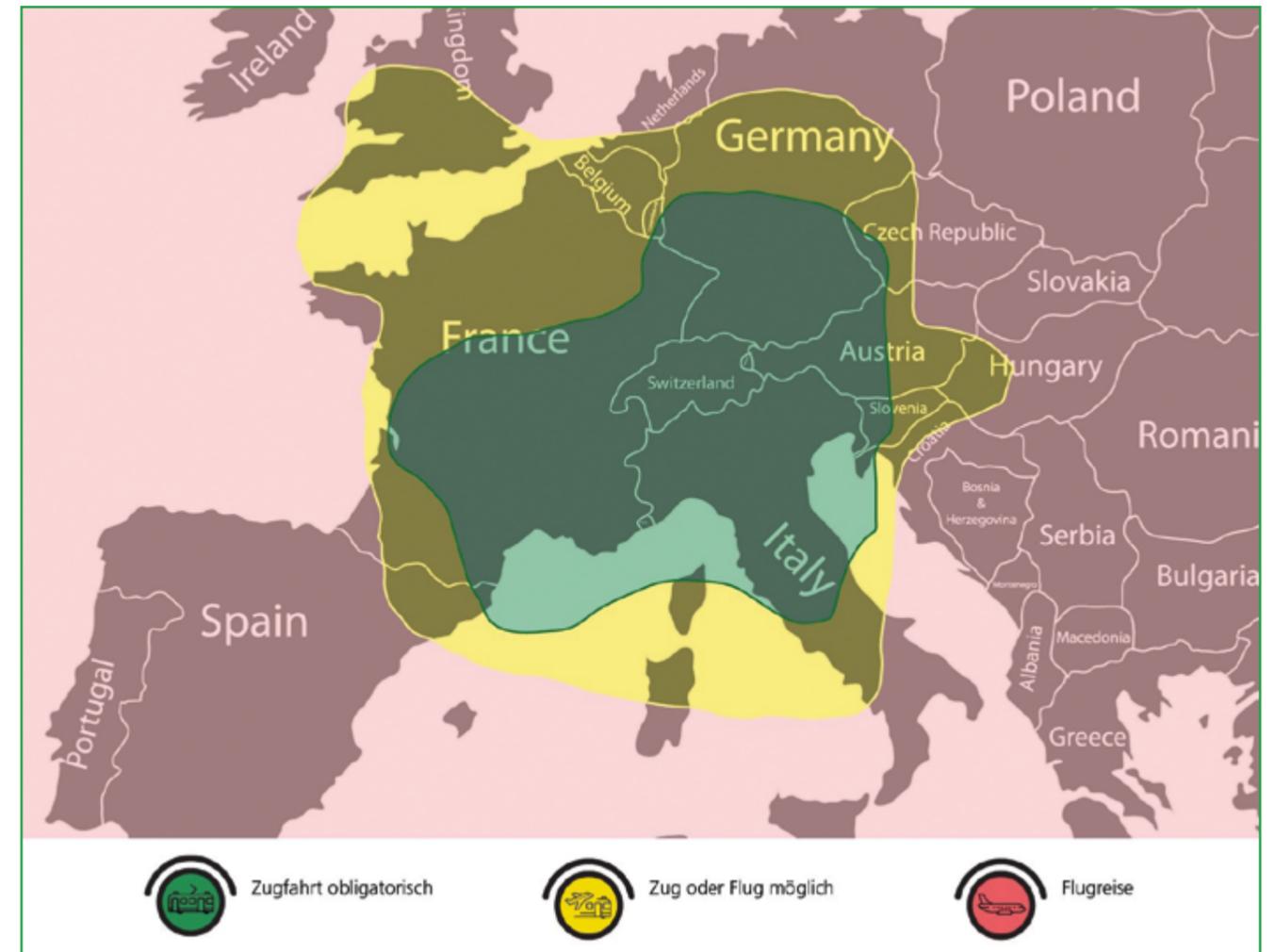
Es war ein erfreulicher Tag, als die Uni Bern Ende 2020 offiziell verkündete, sie wolle innerhalb von fünf Jahren klimaneutral werden. Und noch erfreulicher: Auf ihrem Weg ist die Uni Bern nicht allein. Bereits 615 Bildungsinstitutionen haben den globalen Klimabrief (global climate letter) unterzeichnet und sich darin bis allerspätestens 2050 zu Klimaneutralität verpflichtet. Acht Unterzeichnerinnen sind aus der Schweiz, unter anderem die Universität Luzern, die Berner Fachhochschule und die ZHdK. Andere Hochschulen haben den Klimabrief zwar nicht unterzeichnet, verfolgen aber ähnliche Ziele: Die ETH Zürich will ihre Flugemissionen bis 2025 um bis zu 22% senken. Die Uni Genf will sie bis 2030 halbieren. Und die Uni Zürich will bis 2030 klimaneutral sein. Nur die Uni Bern will es bereits bis 2025 schaffen. Das ist ein Wagnis sondergleichen, denn im Gegensatz zur ETH, wo seit Jahren ein Moni-

toring der Mobilität existiert, hat die Uni Bern erst vor ein paar Monaten damit angefangen.

Dennoch ist die Uni Bern schon um einige Grüntöne bunter. Eingeführt wurden umweltfreundliche Menüs (mit einem Erde-Icon gekennzeichnet), Nachhaltige Entwicklung als Doppelstunde im ersten Bachelorjahr jedes Studiengangs (beschwert euch, falls dem nicht so ist), und ganz frisch: das neue Ampelsystem! Besonders kurze Dienstreise sollen damit aus dem Uni-versum geschafft werden. Der Kindergartenreim «Grün heisst gehen, rot heisst stehen» wird zu «Grün heisst Zug, rot heisst Flug.» In der von der Uni Bern erstellten Grafik umgeben die zunehmend bedrohlichen Farben die Schweiz in konzentrischen Farbkleckschen. Im grünen Licht erstrahlen Städte wie Paris, München und Salzburg (Stand 26.04.2021). Wird die Boardingtime mit einberechnet, ist

der Zug dorthin sogar schneller als das Flugzeug. Etwas entferntere Städte wie Berlin, Wien und Rom leuchten gelb. Zu diesen Destinationen werden Zugfahrten empfohlen, Flüge sind aber erlaubt. Der ganze Rest der Welt ist in Braun- und Rosatöne getaucht – denn zu abgelegenen Orten wie Prag oder Barcelona dauert die Zugfahrt mehr als 3.5 Stunden länger als der Flug und insgesamt länger als 7 Stunden. Flugreisen dorthin seien «zumeist unvermeidlich», schreibt die Uni Bern in einem Informationsblatt.

Ob die 7-Stunden-Grenze hoch genug angesetzt ist, werden wir erst nach Beendigung der Datenerhebung zu Mobilität an der Uni Bern wissen. Die SUB war in ihrem Positionspapier etwas strenger und forderte den Finanzierungsstopp für Kurzflüge mit Destinationen, die mit einem Tageszug innerhalb von 8 Stunden oder mit einem Nachtzug innerhalb von 14 Stunden erreichbar sind. Mo-



Das Ampelsystem (Bildrecht: Universität Bern)

«Dieses Ampelsystem gibt das Gefühl, nur Kurzstreckenflüge seien ein Problem.»

Héloïse Calame, Vorstandsmitglied von BENE

mentan wird die Nutzung von Nachtzügen von der Uni lediglich «empfohlen». Die SUB findet jedoch, dass mehr möglich sei – gerade angesichts der Tatsache, dass wir momentan alle lernen, von überall zu lernen, und Züge vermehrt W-Lan anbieten.

Héloïse Calame, Vorstandsmitglied von BENE, ist dem Ampelsystem gegenüber skeptisch eingestellt: «Dieses Ampelsystem gibt das Gefühl, nur Kurzstreckenflüge seien ein Problem. Jedoch geht es nicht darum, Kurzstreckenflüge zu verbieten, sondern allgemein

Dienstreisen zu überdenken und Flüge zu reduzieren.» Sind nämlich die meisten Flüge der Uni Bern keine Kurzstreckenflüge, wird das aktuelle Ampelsystem trotz seiner ausgeprägten Ästhetik keine nachhaltige Veränderung im CO₂-Haushalt mit sich bringen. Hierzu ein Vergleich: Bei den Mitarbeitenden und den Studierenden der ETH Zürich entstehen rund 90% der Flugemissionen durch Langstreckenflüge. Das macht sie zum Hauptregler für die angestrebte Emissionsreduktion. Studien an der University of British Columbia haben ausserdem ergeben, dass 8% der befragten Uniangehörigen für die Hälfte der erhobenen Flugemissionen verant-

wortlich sind – und das obwohl keine Korrelation zwischen Vielfliegerei und wissenschaftlicher Exzellenz gefunden wurde. In anderen Worten gesagt, sind es eine Handvoll an Vielfliegenden, die die Emissionswerte in die Höhe schnellen lassen.

Nebst dem Monitoring der Mobilität ist auch die seit 2020 laufende CO₂-Bilanzierung der Uni Bern noch ausstehend. Und das obwohl noch in diesem Jahr das Reduktionspotential analysiert werden soll. Es drängen sich also Zweifel auf. Wird die Uni Bern bis in viereinhalb Jahren klimaneutral sein, wenn heute noch die grundlegenden Daten zur Bestimmung des Ist-Zustands fehlen?

Thomas Stocker, Präsident vom Oeschger-Zentrum für Klimaforschung, meint dazu: «Klimaschutz ist eine langfristige Aufgabe, die nicht in 4 Jahren zu erledigen ist.» Wichtig sei jetzt, dass Rahmenbedingungen zur Erreichung der Emissionsreduktion aufgestellt werden, wie beispielsweise Gesetze. Darum sei es unerlässlich, dass Studierende am 13. Juni vollzählig an die Urne gingen, damit das CO₂-Gesetz mit einem klaren Ja angenommen werde. Auch Karin Ingold, die an der Uni Bern die Professur für Policy Analysis and Environmental Governance leitet, steht der näherrückenden Frist bis 2025 kritisch gegenüber: «Um Mobilität zu reduzieren, brauchen wir global betrachtet eine digitale Infrastruktur. Corona hat uns gezwungen, dies voranzutreiben, aber wir sind bei weitem noch nicht dort, wo wir sein sollten.»

Zwischenresultate zur aktuellen CO₂-Bilanzierung oder dem Mobilitätsmonitoring sind noch nicht verfügbar. Um Klimaneutralität bis 2025 zu erreichen, sei unter anderem aber ein gemeinsamer Einsatz gefragt, sagt die Medienstelle der Uni Bern: «Das Ziel der Klimaneutralität fordert von allen – ob von Forschenden, Mitarbeitenden oder Studierenden – die Bereitschaft, gewohnte Aktivitäten und eingespielte Abläufe zu hinterfragen.» Die Welt liegt also wieder einmal in unseren Händen. Trotzdem findet Héloïse Calame, dass dies keine Ausrede fürs Nichtstun sein dürfe: «Klar, es braucht eine Mischung aus top-down und bottom-up Bewegungen. Aber eben nicht nur jede Person, sondern auch jede Institution sollte im Rahmen ihrer Möglichkeiten handeln.»

Gehen wir davon aus, dass sich das Flug-Monitoring der ETH auf die Uni Bern

übertragen lässt und auch hier die grosse Mehrheit der Flugemissionen durch Langstreckenflüge verursacht werden. Bewahrheitet sich der Vergleich, wird das Ampelsystem an seinem Ziel vorbeischiessen. Spätestens dann muss sich die Uni Bern die Frage stellen, ob – zum Wohle des Klimas –

«Die Uni Bern soll nicht nur mit uns kommunizieren, sondern mit uns arbeiten.»

Karin Ingold,
Professorin für Politikwissenschaft

nicht auch achtstündige Zugfahrten oder Nachtzüge zumutbar sind. Ausserdem müssen alternative Lösungen jetzt auf den Tisch gebracht werden: Die Studie der University of British Columbia eröffnet die Möglichkeit, dass auch an der Uni Bern eine kleine Gruppe an Vielfliegenden für den Grossteil der Emissionen verantwortlich sein könnte.

Angeht die Tatsache, dass es um das Überleben von (unserer) Spezies geht, müssen wir jetzt schon alternative Lösungen andenken. Gemäss Karin Ingold sollten internationale Reisen zwar nicht komplett gestrichen werden, aber trotzdem: «Nur für einen Apéro muss man nicht eine internationale Konferenz in Kuala Lumpur durchführen.» Wenn die technischen Möglichkeiten gefördert würden – auch in weniger gut angebundenen Ländern –, dann könnten Präsenzkonferenzen zumindest halbiert werden.

Als zusätzliche Lösung zu einem konsequenten Ampelsystem bietet sich ausserdem ein Carbon-Budget an, welches die Flugemissionen pro Person limitiert. Durch «Flugzertifikate» könnten die Umweltkosten der Treibhausgasemissionen monetarisiert und greifbarer gemacht werden. Voraussetzung dafür wäre jedoch eine restriktive Ausstellung solcher Zertifikate und die Möglichkeit, diese zu handeln. Dadurch, so Karin Ingold, würden effektive, finanzielle Anreize zur Flugreduktion gesetzt.

Genauso wichtig sei jedoch, was aus der momentan entstehenden CO₂-Bilanzierung gemacht würde: Es reiche nicht, sie bei den Entscheidungsträger*innen auf den Tisch zu legen und Informationsbroschüren in Willkommenstüten zu stecken. Es sei wichtig, dass ein direkter Austausch zwischen der Unileitung, den zentralen Diensten, den Studierenden und den Mitarbeitenden gefördert und gelebt wird. Karin Ingolds konkludiert: «Die Kommunikationsabteilung sagt, es komme auf uns alle an – das stimmt. Deshalb möchte ich mit ins Boot geholt werden. Die Uni Bern soll nicht nur mit uns kommunizieren, sondern mit uns arbeiten.» ♦

Was kannst du tun, um klimafreundlicher zu sein?

Lass dich nicht immer von neuen Kleidern verführen. Auf Instagram veranstalten wir jeden 1. Mittwoch des Monats einen Flohmärit, bei dem du deinen Klamotten ein neues Leben schenken kannst und selbst Second Hand Teile ergattern kannst! Folge uns auf [@sub_unibe](#)

Du bist auf der Suche nach Semesterlektüre? Im SUB Hüslis sammeln wir nicht mehr gebrauchte Unilektüre!

Du willst dich für eine nachhaltige Uni Bern engagieren?

Schau vorbei bei der Nachhaltigkeitskommission der SUB! Dort diskutieren wir darüber, wie der Studientag nachhaltiger gestaltet werden kann und wie wir Nachhaltigkeit an der Uni weiter vorantreiben können. Kontakt: vorstand@sub.unibe.ch

Oder engagiere dich bei BENE, dem Verein für Nachhaltige Entwicklung an den Berner Hochschulen. BENE ist eine bunt gemischte, interdisziplinäre Gruppe von Studierenden, welche Nachhaltigkeit aus verschiedenen Blickwinkel thematisiert. Als Studi kannst du dich in Projektgruppen von Gartenarbeit bis zu nachhaltiger Hochschulpolitik einbringen. Kontakt: verein@bene-unibe.ch

Summertime and living learning is isn't easy

Text: Julia Beck

Studienstart während Corona? Aller Anfang ist schwer, besonders Lernstrategien wollen gelernt sein. Um die Stimmung abzutasten habe ich mit einer Medizinstudentin im 2. Semester gesprochen und auf einer Austauschplattform der Uni Tipps gegen den Motivationsblues ergattert.

Teil 1 – Studium nur für Selbstdisziplinierte

Jil Bürki hatte schon ein Jahr lang in Genf studiert, bevor sie sich dazu entschieden hat, an der Uni Bern Medizin zu studieren. Statt Masken im Operationsaal erwartete die 23-jährige die Maskenpflicht im Hörsaal und nach wenigen Wochen Teilzeit-Präsenzunterricht gar nur noch Zoom zuhause vor dem Bildschirm. Keine Spur von Kennernlern-Apéros oder Fachschaftsparties, die sie sich eigentlich erhofft hätte: «Ich kenne im Moment insgesamt sieben Personen mit Namen und weiss etwas mehr über sie.» Die besagten Personen sind in derselben Lerngruppe wie Jil. Diese wird auf Initiative der Fakultät zu Beginn jedes Jahres gebildet und liefert den Medizinstudis einen Ankerpunkt um

mit Kommiliton*innen in Kontakt zu kommen. Sei es für Unibelange oder, wenn es gut läuft, auch für Freizeitaktivitäten. «Ich hatte viel Glück, wir sind alle sehr offen und umgänglich. Wir waren auch mal «Es Kafi trinke», als das erlaubt war – natürlich draussen mit allen Coronamassnahmen.» Dass der Studienstart ohne diese Kontaktbasis besonders dann schwierig wird, wenn Bern nicht

die Heimatstadt ist oder keine bekannten Gesichter in den Zoom-Meetings erscheinen, ist selbsterklärend.

Als grösstes Problem während des Online-Studiums erachtet Jil den unstrukturierten Alltag. Der theoretische Stundenplan lässt sich mit Podcast-Lösungen nicht immer einhalten: «Die Podcasts kommen entweder einen Tag, oder bei technischen

Problemen auch mal eine Woche später. Das braucht zehnmehr Selbstdisziplin.» Auch die Interaktion mit anderen Studis fällt fast gänzlich weg: keine Pausengespräche und auch kein Weg in den Hörsaal, um schmerzlich vermisste Belanglosigkeiten auszutauschen. Und nicht nur die sozialen Kontakte, auch die Lerninhalte gehen unter diesen Bedingungen schneller verloren. Die Hemmschwelle, Fragen zu stellen, ist viel höher oder bei Podcasts teils gar nicht gegeben. Das macht es für mich schwieriger, den Inhalten geistig zu folgen, als wenn andere Studis auch konzentriert im Hörsaal sassen; es geht wortwörtlich um die Lernatmosphäre. «Du bist in deinen vier Wänden oder gehst allein in die Bibliothek», so Jil, «da braucht es einen sehr gesunden

«Du bist in deinen vier Wänden oder gehst allein in die Bibliothek.»

Jil Bürki

Menschenverstand und Disziplin, um zu wissen, wann du Pause machen solltest.» Arbeiten könnte sie schliesslich immer, jetzt wo sie keine fixen Uhrzeiten und Pausen mehr habe. Das andere Extrem, den Absprung vom Pause machen zum Lernen nicht zu finden, mag ebenso schwer sein.

Auf die Frage, ob sie durch die Online-Lösung Zeit spare, wägt Jil Bürki ab. Tatsächlich fielen pro Strecke über eine Stunde Wegzeit weg, auch hätte sie keine ungenutzten Wartezeiten zwischen Vorlesungen und Praktika oder Zugverbindungen mehr. Bei Podcasts könne sie die Zusammenfassung gleich dazu schreiben und spare sich den Mehraufwand später – jedoch käme es auch vor, dass Professor*innen statt 45 Minuten auch anderthalb Stunden lang erklären, schliesslich brauche niemand den Saal nach ihnen. «Unterm Strich spare ich also schon etwas Zeit. Aber ob es die gesparte Zeit Wert ist, all das andere Drumherum aufzugeben, ist schlussendlich die Frage.»

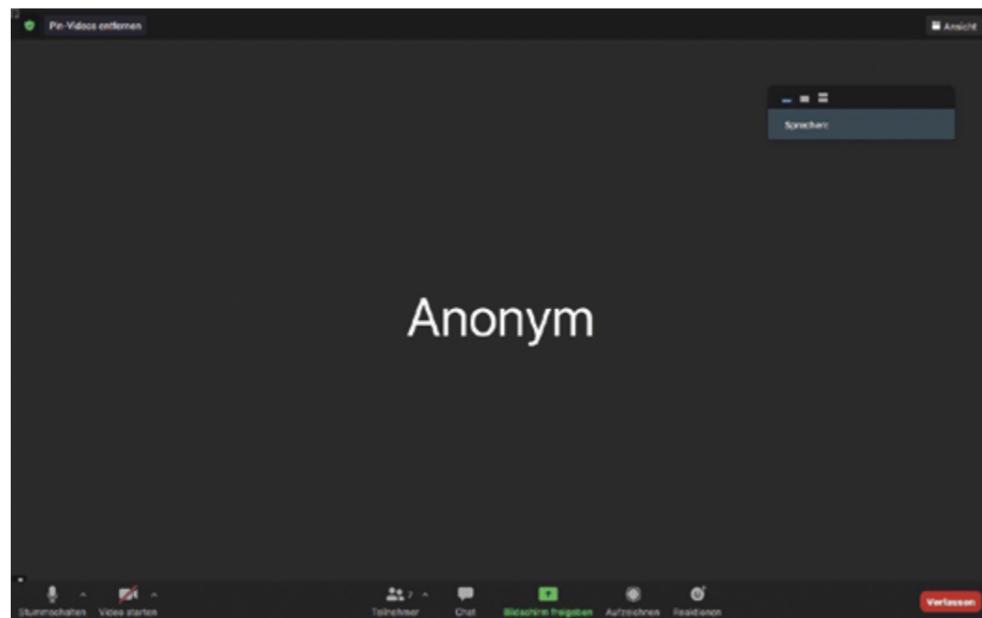
Trotz aller Nachteile empfindet Jil die Prüfungen an der medizinischen Fakultät als gerecht und fühlt sich gut vorbereitet, wie sie in unserem Gespräch betont. Um selbst Lösungen auf angesprochene Probleme zu bekommen, klinge ich mich beim Online-Austauschforum «Wie läuft es bei dir?» ein.

Teil 2 – Prüfungstipps in der Zoom-Ära

Alle zwei Wochen am Freitag um 15 Uhr können Studis dem Austauschforum via Zoom beitreten. Dr. Barbara Studer von

Synapso, der Fachstelle für Lernen und Gedächtnis, steht als professionelle Ansprechperson im Forum bereit. Dort möchte ich der Sache auf den Grund gehen, wie es anderen Studis neben Jil mit der Situation geht.

Mit einem mulmig-negativem Bauchgefühl logge ich



Nachgestellte Szene: Beim Austauschforum wird Wert auf Anonymität gelegt. Screenshot Zoom.

mich ins Zoommeeting ein: Ausser mir sind noch sechs weitere Menschen im Zoom-Meeting. Es ist 12:58 Uhr und Dr. Barbara Studer unterhält sich noch freundlich mit einer Teilnehmerin. Anonymität ist hier gewährleistet, wer möchte, kann auch im Chat mitreden, ohne Kamera oder Ton aktivieren zu müssen. Auch muss niemand den eigenen Namen bei Zoom eingeben.

Das Gespräch ergibt sich erstaunlich natürlich, zu Beginn können alle Teilnehmenden, die wollen, kurz erzählen wie ihr Tag bisher war und welche Emotionen sie erlebt haben. Danach sprechen wir über aktuelle Probleme oder auch positive Entwicklungen, die wir in letzter Zeit bei

uns bemerkt haben. Im Forum lassen wir Platz für bedrückende Erfahrungsberichte sowie allgemeine Lacher. Dass beidem Raum gegeben wird, ist wichtig. Barbara Studer ermuntert jedoch dazu, nicht in den Gefühlen stehen zu bleiben: «Ich bin nicht die Emotion, ich habe die Emotion.» Will heissen: Aktuell bin ich vielleicht gerade frustriert, traurig oder demotiviert, aber dieses Gefühl determiniert mich nicht, ich kann meine Gefühle proaktiv beeinflussen. Ob ich dafür die Situation neu (und zu meinem Besseren) evaluieren oder einer aufmunternden Tätigkeit nachgehe, die mich ein Kontrollgefühl erfahren lässt, ist dabei nebensächlich.

Ein grosses Thema dieser Sitzung sind die anstehenden Prüfungen. Zu Beginn des Semesters, wo genug Zeit gewesen wäre,

sich auf eine bestimmte Prüfungsmodalität einzustellen, wurden Fragen diesbezüglich noch nicht von allen Dozierenden gleichermaßen ernst genommen. Mit den Lösungen aus dem letzten Semester sind auch nicht alle zufrieden: Die genauen Bedingungen wurden teils erst zwei Wochen vor

dem Prüfungstermin kommuniziert und manche Institute bestanden auf eine Überwachung der Studierenden mit eingeschalteter Kamera und Mikrofon. Tatsächlich fanden sich die Studis dann während der Prüfung in einer Zoom-Konferenz wieder, in der niemand das Mikrofon deaktivieren durfte. Dadurch konnte nicht nur der*die Besitzer*in des uralten Laptops dessen enorm leistungs- und lautstarke Lüftung bezeugen, sondern musste der ganze Studiengang vor der Geräuschkulisse eines startenden Düsenjets mathematische Beweise aufzeigen. Neben aller Kritik ist aber auch wieder Platz für Humor, Einsicht und konstruktiven Austausch – zumal Barbara Studer auch die Perspektive einer Dozierenden einbringen kann.

Die Hürden, auf die Jil ge-

«Ob es die gesparte Zeit Wert ist, ist schlussendlich die Frage.»

Jil Bürki

stossen ist, können die anderen Studis hier auch bezeugen: Zeit sparen ist nicht möglich, wenn Podcasts Überlänge bekommen, und die permanente Verfügbarkeit von Wissensinhalten ohne Freizeittermine macht es schwer, einen Schlussstrich zu ziehen, um sich Pausen zu gönnen. All das braucht ungewohnt hohe Dosen an Selbstdisziplin. Um als Studi Kontrolle über den Alltag ausüben zu können, sind Prioritäten setzen ein Muss. «Es ist ein super erster Schritt, wenn du dir deiner Situation bewusst wirst und sie als schwierig anerkennst», erklärt Barbara Studer. Nötig seien jetzt gute Strategien, «indem du zum Beispiel mit anderen einen Plan definierst, den ihr einhalten wollt und euch damit gegenseitig Rechenschaft schuldig seid.» So einen Plan lässt sich für ein Semester oder die kommende Lernphase aufstellen, die in Wochen und Tage aufgeteilt und beispielsweise alle Mittwoche bis zur Prüfung einem Fach X zugewiesen werden. «Dann guckst du, wie du diese Tage geschickt mit dem Stoff füllen kannst. Und ganz wichtig: Wie kannst du Pausen einplanen?» Hier sei es besonders wichtig, sich zu überlegen, wie ich die Pausen verbringen will, so Studer. Möchte ich an meinem Handy hängen oder verabrede ich mit mich jemandem – auch nur für ein Telefonat? Denn kein Mensch kann 24/7 ohne Pause produktiv arbeiten. «Das Ziel ist hier, Panik zu vermeiden, denn die blockiert», betont Studer.

Im Zusammenhang mit sozialen Kontakten sind wir uns einig, dass wir ebenfalls froh um a priori gebildete Lerngruppen wären, wie Jil sie auch schätzt. «Wenn Studierende sich zum Stoff austauschen können und müssen, verfolgen sie die Veranstaltung mit mehr Interesse und Wissen», so eine Teilnehmerin. Aber auch das Belanglose fehle: Sich in der Vorlesung neben eine unbekannte Person zu setzen und nach Studienfach und Namen zu fragen, war schon zu Präsenzzeiten mit Abstandsregelung schwer – jetzt wildfremde Menschen privat über Zoom anzuschreiben scheint auch nicht die rettende Option. Dieser ach so verpönte Smalltalk liefere unserem Hirn Inspiration, die aktuell fehle, erklärt Studer: «Unser Hirn ist dann wieder bereit zu lernen und neuen Stoff anzugehen. Wir müssen diese Inspiration jetzt aktiv suchen. Früher konnten wir das passiv konsumieren.» Es hilft beispielsweise, in die Natur oder ins Museum

oder Kino zu gehen, um uns wieder zu inspirieren und zu motivieren.

Alles führt schlussendlich zum Problem der Struktur im Homeoffice. Auch wenn Zoom-Sitzungen zumindest bei uns im Austauschforum mehr geschätzt werden als Podcasts, verlangen sie uns Aufmerksamkeitsres-

«Wir haben jetzt auch die Chance fürs Training metakognitiver Fähigkeiten, davon profitieren wir noch ein Leben lang!»

Dr. Barbara Studer

ourcen und Disziplin ab, die für die Lernblöcke ausserhalb der festen Unitermine fehlen. Barbara Studer spricht davon, sich eine Kämpfer*innenhaltung zuzulegen: «Wir haben jetzt auch die Chance fürs Training metakognitiver Fähigkeiten, davon profitieren wir noch ein Leben lang!» Es geht vor allem um ein Erfolgserlebnis. Denn, wenn ich diesen Berg an Arbeit geschafft habe, der sich vor mir aufgetürmt hat, dann kann ich sehr stolz sein. Jedoch, so Studer, durchlebten wir aktuell unfreiwillig auch ein Intensivtraining für Selbstwirksamkeits- und Managementfähigkeiten, «ich verstehe, dass die Motivation mal im Keller ist.» Im Forum sind wir uns einig: Um die Motivation wieder in Schwung zu bringen, könne ein Zoom-Meeting mit Kamera bereits helfen, da wir uns so insgeheim verpflichten uns zurechtzumachen – und dann auch aktiver arbeiten. Und falls niemand die Kamera aktiviert, oder es aufgrund mangelnder Internetstabilität nicht möglich ist, liefert

die gewonnene Privatsphäre eine Chance, Balanceübungen zu machen. Eine andere Teilnehmerin berichtet: «Ich laufe gern mit Bluetooth-Kopfhörern durch die Wohnung, um mir zur Vorlesung einen Tee zu kochen und mich zu bewegen.»

Nach einer guten Stunde Erfahrungsaustausch, herzhaften Lachern sowie kollektivem Jammern, um sich anschliessend wieder Mut zuzusprechen, landen wir beim digitalen Alltag, und wie wir diesen nach Corona vielleicht wieder abzulesen lernen müssen. Frei nach dem Motto «Ich habe die Emotion, ich bin nicht die Emotion» ermuntert uns Barbara Studer ein letztes Mal, nicht in unseren negativen Gedanken zu verharren. Und wenn ich gerade demotiviert bin, ist das kein dauerhafter Zustand, sondern ein momentanes Empfinden, aus dem ich rausfinden kann. Wir verabschieden uns. Meeting beenden. Ich klappe den Laptop mit einem Gefühl der Erleichterung zu.

Das Angebot des Austauschforums gibt es seit dem Herbstsemester 2020. Der nächste Termin ist der 14. Mai 2021. Weitere Infos zu Lerntipps gibt's unter:

Unibe.ch → Studium → Werkzeuge & Arbeitshilfen → Für Studierende → Recherchieren & Lernen → Erfolgreich lernen.

beratungsstelle.bernerhochschulen.ch → Information → Lern- & Studienkompetenzen und bei Synapso - Fachstelle für Lernen und Gedächtnis. ♦

Selbsthilfe für Digital Natives – eine Appcollage

Im Kampf gegen das Vergessen von Lerninhalten, Pausen machen oder guten Lerntaktiken ist heute zum Glück niemand mehr alleine: Es gibt genug hilfreiche Apps.

Digitale Karteikarten
- AnkiApp Flashcards
- Tincards

Abruf
- Card2brain
- Quizlet
- Cerego
- Simple Club

Pausen machen/Produktivität
- Pomo Timer
- Focus Keeper
- Productivity Timer
- Forest

«Ich bin nicht die Emotion, ich habe die Emotion.»

Dr. Barbara Studer



«Gruess us em Lehrer*innezimmer»

Aus PH-Student oder -Studentin wird me nid säute belächlet. Ei Vorteil hei mir gäganüber de Uni-Studierende aber: Mir chöi ad Schuele go Steuerträtige gä. So sammle mer wärtvoui Erfahrighe u chöi ou no grad üses Kässeli guet ufbessere. Zudem hei die Steuerträtige der Vorteil, dass me ab und zue us em Distance-Learning-Sumpf usehunnt. Eigentlech nid schlächt.

Letscht Wuche ha ig de ume wider e Steuerträtig dörfe gä. Anere fufte Klass im Dorf woni wohne. Die Klass hani scho es paar Mau unterrichtet und si het im Lehrer*innezimmer nid unbedingt der agnahmst Ruef.

Es isch de o ä ahsträngende Namitag worde und ig bi froh gsi, woni d Kind ändlech ha i Fürabe chönne schicke. Für mi Chopf z lüfte, bi ig nach dene stränge Lektione e Rundi i Waud go jogge. Keini fuf Minute nachdäm ig wider daheime bi gsi, hets ar Türe glüet. Ig bi ganz verschwitzt gsi, ha es rots Gsicht gha wiene Tomate, ha gstunke und bi schlichtwäg kaputt gsi. Churz: Ä dankbar schlächte Zytpunkt fürnes Gspräch ar Hustüre. Aber das isch sicher nur mi Nachbar mit emne Zalandopäckli, hani denn no dänkt und ha die Hustüre ufta.

Und da bini so verchlüpft, das ig fasch hindertsi wär umgheit. Vor mir steit e Schüeler us dere besagte fufte Klass. Er luegt mis Ketchup-rote Gsicht ganz verwunderet ah und fragt: «äh, syt dir d Frou Schwarz?» Lügne het da kei Zwäck me gha. Der Schüeler isch uf sire Rundi gsi, zum Sponsore sammle füre Schuttclub. Ig ha diräkt wider afah schwitze, was aber kei Roue me het gspiut, wüu ig ja scho nass wiene Putzlappe bi gsi. Ig ha versuecht mini wunderschöni Ufmachig z ignoriere und ha mis beste gä im Smalltalk mitem Schüeler.

Sogar zwöi Franke hani iz gspändet füre Schuttclub. Em Schüeler isch is Gsicht gschriben gsi, wie pinlech dasers findet, vor der Hustüre vo sire stinkende Lehrerin z stah. Das het am nächste Tag sicher e super Pousegschicht gä für sini Fründe.

Und was chöi mir iz us dere chline Gschicht lerne? Gib nie, aber ou würklech absolut nie, im gliche Dorf schueu, wie du wohnsch. U wenn doch, gang nid go jogge. – *Lia Schwarz*

ETHNOKINO film festival

june 17 - 20, 2021

Beyond

Asymmetries

open your eyes and think with us beyond
more info at ethnokino.com

